Der Katholizismus in den Donaufürstentümern

Sein Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt

von

Romulus Cândea



Leipzig 1916
R. Voigtländers Verlag

Der Katholizismus in den Donaufürstentümern

Sein Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt
von

Romulus Cândea

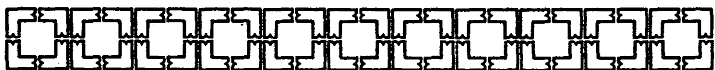


Leipzig 1916
R. Voigtländers Verlag

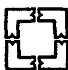
Angenommen von der philosophisch-historischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Goetz und Weigand
Leipzig, den 21. März 1916
Der Prokanzellar: G. Herglotz

Diese Arbeit erscheint zugleich als Heft 36 der von Karl Lamprecht begründeten „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte“

Dem Andenken meiner
lieben Schwester Silvia



Inhalt.



Abkürzungen.

Arch. f. ö. Gesch. LIX = Archiv für österreichische Geschichte. Bd. LIX. Wien 1880. S. 337 ff. Julian Graf Pejacsevich: Peter Freiherr v. Parchevich, Erzbischof von Marcianopel (1612—1674). S. 465—636 Dokumente.

J. Ardeleanu, Istoria Oradeĭ Marĭ = Joan Ardeleanu, Istoria diecezeĭ române greco-catolice a Oradeĭ Marĭ. I. Gherla 1883.

Auner, A. magy. telepek = Auner, Károly, A Romániai magyar telepek tőréneti vázlata. Temesvár 1908.

Benkö, Milkovia = Josephus Benkö, Milkovia sive antiqui episcopatus Milkoviensis explanatio. I—II. Viennae 1781.

Cod. Bandinus = Codex Bandinus, ed. V. A. Urechiă (Analele Academieĭ Române. Seria 2. Tom. XVI. Sect. ist. Bucurestĭ 1895.

Erbiceanu, Ist. Mitrop. Moldavieĭ = C. Erbiceanu, Istoria Mitropolieĭ Moldavieĭ si Suceveĭ. Bucurestĭ 1888.

Eubel, Hierarchia medii aevi = Conrad Eubel, Hierarchia catholica medii aevi sive Summorum Pontificum, S. R. E. Cardinalium, Ecclesiarum Antistitum series. I. 2. Aufl. München 1913. II. München 1901. III. München 1910.

Eubel, Röm. Quartalschr. XII = C. Eubel, Zur Geschichte der römisch-katholischen Kirche in der Moldau. Römische Quartalschrift. XII. (Rom 1898) S. 107 ff.

Eubel, Röm. Quartalschr. XVII = C. Eubel, Zur Errichtung des Episcopatus Moldaviensis. Römische Quartalschrift XVII. (Rom 1903.) S. 189 ff.

Hasdeu, Col. l. Tr. = Columna lui Traian publ. de B. P. Hasdeu. VII. Bucurestĭ 1876; noua serie IV. Bucurestĭ 1883.

Hasdeu, Arch. ist. = B. P. Hasdeu, Archiva istorică a Românieĭ. I, 1.; II. Bucurestĭ 1865.

Hs. d. rum. Akad. = Handschriften im Archiv der rumänischen Akademie; Colectia Alexandru Emil Lahovary; Colectia Vladimir Ghika.

Hurmuzaki = Eudoxiu de Hurmuzaki, Documente privitoare la istoria Românilor, hrsg. von Verschiedenen. I. ff. und Suppl. I. ff. Bucurestĭ 1876 ff.

Jorga, Acte si fragm. = N. Jorga, Acte si fragmente cu privire la istoria Românilor. I—III, Bucurestĭ 1895—97.

Jorga, Gesch. d. rum. Volkes = N. Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes I—II. Gotha 1905.

Jorga, Studiĭ = N. Jorga, Studiĭ si Documente cu privire la istoria Românilor. I ff. Bucurestĭ 1901 ff.

Knauz, Mon. eccl. Strig. = Ferdinandus Knauz, Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. I. Strigonii 1874. II. Strigonii 1882.

Kurz, Magazin = Anton Kurz, Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. II, 1. (Kronstadt 1846), S. 1 ff.: Graf Joseph Kemény, Über das Bistum und das Franziskanerkloster zu Bakov in der Moldau.

Magazin ist. = Magazin istoric pentru Dacia publicat de A. Tr. Laurian si N. Bălcescu. I—V. Bucurestĭ 1845—47.

Mon. Slav. Merid. = Monumenta spectantia historiam Slavorum Meridionalium. XVIII. (Zagrabiae 1887): Acta Bulgariae ecclesiastica, collegit et edidit P. Fr. Fermendžiu.

Mon. Vatic. Hung. = Monumenta Vaticana historiam regni Hungariae illustrantia. I ff. Budapest 1887. Hrsg. von einer Kommission.

Nilles, Symbolae = Nicolaus Nilles, Symbolae ad illustrandam historiam ecclesiae orientalis in terris coronae s. Stephani. Oeniponte 1885.

Ortvay, Geograph. eccl. Hung. = Theodorus Ortvay, Geographia ecclesiastica Hungariae ineunte saeculo XIV. I—II. Budapestini 1891—92.

Pray, Specimen Hierarch. Hung. = Georgius Pray, Specimen Hierarchiae Hungaricae I—II. Posonii — Cassoviae 1776.

Rev. Cat. = Revista Catolică. Bucurestĭ, I. (1912); II. (1913).

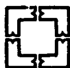
Rosetti in Anal. Acad. Rom. = Radu Rosetti, Despre Ungurĭ si episcopiile catolice din Moldova. Analele Academieĭ Române. Sect. ist.; seria II. XXVII. 1905. S. 247 ff.

Schmidt, Rom.-cath. per Mold. episcopatus = W. Schmidt, Romano-Catholici per Moldaviam episcopatus et rei Romano-Catholicae res gestae. Budapestini 1887.

Theiner, Mon. hist. Pol. = Augustinus Theiner, Monumenta historica Poloniae. I ff. Romae 1860 sq.

W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI. = Handschriften aus dem Wiener k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Illyrico-Moldavica XXVI. Transylv. = Transylvanica XXVII.

Zimmermann-Werner = Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, hrsg. von Franz Zimmermann und Carl Werner. Hermannstadt. I. 1892. II. 1897.



Erstes Kapitel.

Der Katholizismus unter dem Schutze der ungarischen Könige.

1. Anfänge der katholischen Kirche. Das kumanische Bistum.

Durch die Berufung der deutschen Ritter ins Burzenland durch den König von Ungarn Andreas II. im Jahre 1211 eröffnete sich auch der römischen Kirche die Aussicht, im Südosten Europas neue Anhänger zu gewinnen. Denn die Aufgabe der Ritter war eine doppelte: sie sollten nicht nur das Land gegen die Kumanen schützen, sondern auch dieses Volk zum Christentum bekehren. Unter kumanischer Herrschaft aber lebten die Rumänen, und so hoffte der Papst, mit Hilfe der Ritter beide Völker, von denen das eine noch heidnisch war, das andere aber der griechischen Kirche anhing, katholisieren und für alle Zeiten unter die römische Hierarchie bringen zu können.

Im Südosten Europas hatte das Völkergewimmel sich sehr spät gelegt. Das Drängen und Jagen zahlreicher barbarischer Völker, die schon seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sich gegen die Donau hin wie verheerende Mückenschwärme ergossen, hatte tiefe Spuren hinterlassen. Die Bevölkerung hatte nach Möglichkeit in den Bergen und den von Bergen geschützten Tälern Zuflucht gesucht. Und nun drangen von den Ostabhängen der Karpathen die Kumanen häufig durch die Pässe der siebenbürgischen „Schneeberge" ins Burzenland ein, raubend und plündernd. Unter solchen Umständen war nicht an ruhiges Leben und friedliche Bebauung des Ackers zu denken; die Grenzen gegen die beutelustigen Nachbarn waren zu unsicher. Was Wunder, wenn man es mied, sich in solchen ständig bedrohten Gegenden niederzulassen! In diesem Sinne ist das Burzenland, das durch eine Schenkungsurkunde

den Deutschen Rittern als Missionsgebiet zugewiesen wird, als „terra deserta et inhabitata" aufzufassen[1]. Die Deutschen Ritter sollten die Möglichkeit schaffen friedlichen Wohnens und friedlicher Arbeit und die natürlichen Mineralschätze aus dem Schoße des Bodens zutage fördern. Die großen Privilegien beweisen, wie hoch man ihre Wirksamkeit und Hilfe schätzte: für immer sollte das Land ihr eigen sein; frei von Abgaben konnten die Ritter zollfreie Märkte halten und hatten ihre eigenen Richter. Ebenso durften sie Städte und Burgen bauen; diese waren ihnen ja unentbehrlich bei kumanischer Nachbarschaft. Aber vorsichtig fügt der König hinzu „ligneas"; steinerne hätte ihre Macht zu sehr gefördert und sie zum Ungehorsam gegen den König verleiten können[2]. In nicht ganz zwei Jahrzehnten gelang es den Rittern, Erfolgreiches zu leisten. Die Kumaneneinfälle wurden seltener. Die tapferen Ritter errichteten Burgen, ein Wahrzeichen ihrer Macht und unüberwindliche Hindernisse für plündernde Scharen, sie drangen selbst durch die Karpathenpässe ins Kumanenland ein und legten jenes „castrum munitissimum"[3] an, das den kumanischen Beutezügen Einhalt gebot. Und

---

[1] Auch ein byzantinischer Schriftsteller, der den Zug der Byzantiner von 1166 gegen Ungarn durch die spätere Moldau beschreibt, nennt dies Land „verlassen", was nichts anderes bedeutet, als daß die Bevölkerung sehr spärlich war. Cinnamus, Werke, S. 260—61. Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Bonn 1836.

[2] Zimmermann-Werner, Urkundenbuch I, S. 11—12 Nr. 19. Über die Grenzen des Burzenlandes vgl. Friedr. Philippi, Die Deutschen Ritter im Burzenlande, Programm des Gymnasiums zu Kronstadt. 1860. S. 17 ff. Dazu M. Perlbach in den Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung. XXVI (Wien 1905), S. 419 ff.

[3] Zimmermann-Werner I S. 51 Nr. 59. Das „castrum munitissimum" ist wahrscheinlich die sogenannte „Cetatea Dâmbovitei" nördlich von Câmpulung, an einem strategisch wichtigen Punkt gelegen. Vgl. darüber sowie über die gegenteiligen Ansichten A. Lăpădatu, Două vechi cetăti romănestĭ, in „Buletinul comisiunii monumentelor istorice". Bucurestĭ 1910 III S. 178 ff.

Anmerkung. Da die Typen für den rumänischen „sch"- und „tz"-Laut während des Krieges unmöglich zu beschaffen waren, mußte im Deutschen „sch" und „tz" gebraucht werden, in den rumänischen und rumänisch geschriebenen Wörtern dagegen mußte einfaches s und t bleiben. Auch ergab sich für die Namen der rumänischen Fürsten z. B. eine andere Schreibart, so daß Stefan und Stephan, Nicolaus und Nikolaus geschrieben werden mußte. Für all diese Unzulänglichkeiten bittet der Verfasser den wohlwollenden Leser um Nachsicht.

eingedenk ihres Auftrages unterließen sie es nicht, mit dem Schwert in der Hand die Heiden zum Glauben Christi zu zwingen. Die Ritter selbst waren nur in geringer Anzahl vorhanden, aber sie brachten sächsische und ungarische Kolonisten aus Siebenbürgen mit, und die „befestigte Burg“ diente diesen als Schutzstätte. Anfangs genossen die Ritter die Privilegien und den Schutz des Königs in vollem Maße [1]. Aber sie machten zu rasche Fortschritte; das Land betrachteten sie in wahrem Sinne als ihr eigenes, ihre Macht festigte sich, und an den Befehl des Königs, nur hölzerne Burgen zu bauen, werden sie sich nicht viel gekehrt haben. Denn nach einem Versuch, ihnen das Land wegzunehmen, bestätigt er ihnen die Privilegien 1222 neuerdings und erweitert die Schenkung von der Kreuzburg „usque ad terminos Prodnicorum“ [2] und im Süden vom Burzenbache bis an die Donau. Neben neuen Privilegien konnten die Ritter zollfrei reisen auch durch das „Land der Szekler und Walachen“, und jetzt spricht der König von steinernen Burgen [3]. Fast selbständig, wie sie nun dem König gegenüber sind, erwirken sich die Ritter noch im selben Jahre die Bestätigung der neuen Schenkungsurkunde des Königs Andreas durch Honorius III. [4]. In kirchlicher Hinsicht hatten sie sich schon früher des päpstlichen Schutzes versichert. Die Kumanen wollten sie christianisieren — aber für das Haupt der Christenheit; dem Papst untertan, anerkannten sie keinen Bischof. Schon 1213 gestand ihnen der Bischof von Weißenburg, den Zehnt zu erheben in ihrem, mit ihrem Blut erkämpften Lande; nur die Zehnterhebung von den eingewanderten Ungarn und Szeklern behielt er sich vor, die Entscheidung in schweren Fällen und einige andere Rechte [5]. Trotzdem verlangten die Ritter im Laufe der Zeit, da ihr Land außer dem Papst keinen Bischof oder Prä-

[1] Zimmermann-Werner I S. 14 Nr. 22.

[2] „Prodnici“ oder „Brodnici“ sind Rumänen. Vgl. Jorga, Gesch. des rum. Volkes I S. 133, 138; D. Onciul, Originea Principatelor române. Buc. 1899 S. 89—90. Die Abhandlung E. Fischers, Die deutschen Ritter und die „terra prodnicorum“ („Deutsche Erde“, Gotha 1907 S. 122 ff.) ist sehr vorsichtig zu benützen.

[3] Hurmuzaki, Documente privitoare la istoria Românilor. Buc. 1876 ff. I, 1 S. 74—76 Nr. 54.

[4] Zimmermann-Werner I S. 22—24 Nr. 34 und Hurmuzaki I, 1 S. 76—77 Nr. 55.

[5] Zimmermann-Werner I S. 16—17 Nr. 27—28.

laten hätte, einen Dekan, den ihnen der Papst 1224 auch bestellte [1]. Noch vorher wurde dem siebenbürgischen Bischof die Einmischung in ihre Angelegenheiten verboten [2]; und am 30. April 1224 nimmt der Papst das Land des Ordens „in das Recht und den Besitz des heil. Petrus" auf und stellt es gegen eine jährliche Entrichtung von zwei Mark in Gold unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls; kein Bischof darf die Ritter belästigen [3]. Als die Ritter aber auf dem Höhepunkt ihrer Macht standen, reute den König seine Schenkung; er brach unter dem Vorwande, daß sie um dreißig Pflüge mehr Land besetzt hätten, als er ihnen gegeben, in ihr Land ein, eroberte die feste Burg jenseits der Berge und verjagte die „Schlangen" von Rittern im Jahre 1225 [4]. Die päpstlichen Proteste, die Untersuchungen durch die beauftragten Bischöfe von Raab und Großwardein, der Appell an den Sohn des Königs, an die Königin fruchteten nichts. Mehrere Jahre noch bemühte sich Gregor IX. erfolglos zugunsten der Ritter [5]. Diese folgten dem Ruf des Herzogs Konrad von Masowien nach dem Nordosten Europas, wo ihrer eine große Aufgabe harrte. Im Lande ließ Andreas in den von ihnen erbauten Burgen vermutlich Besatzungen zurück zum Schutze der dortigen Kolonisten gegen die noch immer zum größeren Teil heidnischen Kumanen. Doch waren schon zur Zeit der Ritter Kumanen mit Weib und Kind zum christlichen

[1] Hurmuzaki I, 1 S. 88 Nr. 65.

[2] Zimmermann-Werner I S. 24—26 Nr. 36—37; Knauz, Monumenta ecclesiae Strigoniensis I S. 240 Nr. 259.

[3] Zimmermann-Werner I S. 29—31 Nr. 40—41. Die Schutzherrschaft des Papstes ist nur in moralischem Sinne zu verstehen. Auch in Preußen übergaben die Ritter 1234 ihre Eroberungen und Besitzungen dem Papst Gregor IX., um sie von ihm als „Lehen des heil. Petrus" zu empfangen. Doch ist nicht zu leugnen, daß diese Schutzherrschaft den Rittern in ihren Selbständigkeitsbestrebungen sehr zustatten kam.

[4] Hurmuzaki I, 1 S. 191—92 Nr. 69.

[5] Die vielen Interventionen, Proteste und Bitten siehe Zimmermann-Werner I S. 42—43 Nr. 51; 44—47 Nr. 53—55; 51 Nr. 59; 52—53 Nr. 60—61; 55—56 Nr. 65; 59—60 Nr. 68. Knauz, Mon. eccl. Strig. I S. 304 Nr. 363. Noch 1278 bestätigt in Wien der päpstliche Legat die Urkunden Andreas' II. und der Päpste Honorius' III. und Gregors IX. 1317 tut dasselbe der Erzbischof von Gran (Zimmermann-Werner I S. 134 Nr. 188; 323 Nr. 351). Doch das sind historische Reminiszenzen, nichts anderes.

Glauben übergetreten; und wenn es den Rittern nicht vergönnt war, sich der Früchte ihrer Arbeit zu erfreuen, blieb es dem Papst vorbehalten, da, wo sie gesät, zu ernten. Schon 1228 gab es ein Bistum der Kumanen. Die Ritter hatten den Kumanen Scheu und Ehrfurcht eingeflößt vor dem Glauben, für den sie stritten. 1227 erschien vor dem Erzbischof von Gran Robert ein Fürstensohn der Kumanen und empfing mit zwölf Genossen die Taufe. Sein Vater Bortz würde den Erzbischof gern „jenseits der Wälder" empfangen und sich gleichfalls taufen lassen mit zwanzigtausend der Seinen [1]. Und als der Erzbischof wirklich in der eindrucksvollen Begleitung eines ungarischen Heeres unter Bélas Führung in das Land „Cumania et Brodnic" kam, sollen fünfzehntausend Kumanen das Christentum angenommen haben. Der Erzbischof erhielt vom Papste das Recht, gleich einen Bischof zu ernennen [2]. Schon am 21. März 1228 wurde der gelehrte Dominikaner Theoderich zum Bischof der Kumanen befördert, und Dominikaner erhielten den Auftrag, ins Land der Kumanen zu ziehen. Allenthalben wurde Ablaß erteilt, nach einem festen Plane sollten Städte und Dörfer gegründet, Kirchen erbaut werden [3]. Der neue Bischof war nur dem Papst unterstellt (1229); der Graner Erzbischof ward zum apostolischen Legaten für die Kumanen ernannt [4]. Der Kronprinz von Ungarn, Béla, willens, die „Häretiker und anderen Christen" mit Feuer und Schwert zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu zwingen, versprach die Erbauung einer Kathedrale [5]. Denn die Walachen, die bis jetzt im Hintergrund gestanden, bildeten mit ihren „griechischen" Bischöfen nun eine Gefahr für den Katholizismus; manche Szekler und Deutsche, Kolonisten noch aus der Zeit des Ritterordens, traten zu ihrem Glauben über. Und der Papst dachte an die Ernennung eines walachischen Bischofs, der zugleich Vikar des Kumanenbischofs sein sollte, um so das Schisma zu bekämpfen [6]. Es schien, als sollte die römische Kirche hier einer

[1] Knauz, Mon. eccl. Strig. I S. 263 Nr. 287; 274 Nr. 313.

[2] ebenda S. 263—64 Nr. 287—88; Hurmuzaki I, 1 S. 102 Nr. 77.

[3] Knauz, Mon. eccl. Strig. I S. 266 Nr. 293—95; Hurmuzaki I, 1 S. 107 bis 108 Nr. 82—83. [4] Hurmuzaki I 1 S. 112—13 Nr. 87—88; 114 Nr. 89.

[5] ebenda S. 131 Nr. 104.

[6] Zimmermann-Werner I S. 60 Nr. 69. Jorga, Studiĭ si Documente I—II S. XIV Vorw.

schönen Zukunft entgegengehen. Der Bischof der Kumanen, als exempter Hirte, gewann Einfluß auch auf die weitere Umgebung. Er stiftete im Auftrage des Papstes Frieden zwischen dem Weißenburger Bischof und dem Dekan von Kronstadt; und auch in dem Streite zwischen eben diesem Bischof und dem Abt von Klausenburg wurde ihm die Entscheidung übertragen [1].

Noch 1238 weihte er in Bosnien einen Bischof [2]; doch schon nach drei Jahren bereitete der Mongolensturm dem Bistum ein Ende. Dem Tatarenheer, das unter Baghaturs Führung den Seret überschritt und in zwei Zügen durch die Moldau und Walachei in Siebenbürgen einbrach, fiel auch das kumanische Bistum zum Opfer. Von der bischöflichen Residenzstadt Milcov blieben nur rauchende Trümmer [3]. Vierzigtausend Kumanen hatten sich schon 1239, von den Tataren verdrängt, in Ungarn zwischen Donau und Theiß niedergelassen und das Christentum äußerlich angenommen, bildeten aber noch lange Zeit eine ständige Gefahr für die schwachen Arpadenkönige der folgenden Jahrzehnte. Noch 1279 mußte König Ladislaus IV. dem entrüsteten Papst eidlich versprechen, alle Kumanen und Häretiker seines Reiches zum Übertritt zum Christentum zu zwingen [4]. Aber das Kumanenbistum als solches sollte erst ein Jahrhundert später unter dem Namen eines „Milcovischen" wieder ins Leben gerufen werden. Was wir noch unter dem Namen der Kumanen hören, steht in keiner oder doch nur loser Verbindung mit dem einstigen Kumanenbistum: 1308 wird vom Kardinallegaten Gentilis ein „canonicus Cumanus" mit der Visitation der Kirchen und Klöster in der Diözese Spalato betraut, vermutlich Caspar de Montesia, der auch in einem Prozesse des Bischofs von Fünfkirchen als Zeuge auftritt; 1399 wird ein Jacobus de Submago, „Archidiaconus Cumanus", erwähnt [5]. Mehr als ein Jahrhundert

[1] Zimmermann-Werner I S. 62 Nr. 71; 64—65 Nr. 73, siehe dagegen Schmidt, Romano-catholici per Moldaviam Episcopatus etc. S. 15, 16.

[2] Hurmuzaki I, 1 S. 172 Nr. 130.

[3] Rogerius, Carmen miserabile, Kap. 20 in Schwandtner, Scriptores Rerum Hungaricarum, Vindob. 1746 S. 302.

[4] Hurmuzaki I, 1 S. 421 Nr. 341; 492—93 Nr. 398.

[5] Monumenta Vaticana I, 2 S. 14, 131; I, 4 S. 144 Nr. 185. Dagegen scheinen der 1279 genannte „Philippus Canonicus Cumanensis" in Ofen (Knauz, Mon. eccl. Strig. II S. 98 Nr. 79; Jorga, Studii I—II S. XVI) und der 1398 er-

dauerten die Versuche der Päpste, das widerspenstige Volk der Kumanen für das Christentum zu gewinnen. Die bekehrungsfreudigen Dominikaner und Minoriten scheuten keine Gefahr; doch ihre Erfolge waren gering, und allmählich zerfließen die Grenzen von Kumanien. Kumanen waren in Ungarn und Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei; allmählich gingen sie in der einheimischen Bevölkerung auf. Trotzdem werden unablässig Missionare nach „Kumanien" geschickt, und die ungarischen Könige trugen noch lange, noch Sigismund, den Titel König von Kumanien. Der Name blieb, als längst das Volk verschwunden war; noch 1397 geschieht der Kumanen Erwähnung[1].

Daß das kumanische Bistum, das den Ausgangspunkt für die Christianisierung der Kumanen und die Bekehrung der von ihnen beherrschten Rumänen zum römischen Glauben bilden sollte, nach kurzem Bestand einging, war von bestimmendem Einfluß für die fernere Entwicklung der römischen Kirche in diesen Gegenden. Die Rumänen, anscheinend unter bulgarischen und kleinrussischen Bischöfen, verhielten sich der römischen Kirche gegenüber ablehnend, und die Klagen der Päpste über die Bekehrung von Szeklern und Sachsen zum „Schisma" zeigen zur Genüge an, daß die Lage eine andere geworden war. Einen festen Rückhalt hätte die römische Kirche in dieser Zeit zweifellos an einem Bistum als einem Konzentrationspunkte der katholischen Kräfte gefunden; ein solches existierte aber nicht mehr. Zwar hörte die Missionstätigkeit nicht auf. 1235 errichteten die Ungarn nach erfolgreichem Krieg mit den Bulgaren[2] das Severiner Banat, und nach zwei Jahren wurden die Domini-

wähnte Johannes eher Kanoniker von Komorn („Cumarniensis") gewesen zu sein (vgl. auch Knauz a. a. O. I, 2 S. 300). „Th. cumanorum humilis minister" kann schwerlich der erste (und einzige) Kumanenbischof Theoderich gewesen sein (so Jorga a. a. O. I—II S. XVI), da dieser, wenn er nicht im Mongolensturm den Tod gefunden, 1283 oder gar 1299 (wie Knauz a. a. O. II S. 471 Nr. 483 das Dokument datiert), wahrscheinlich nicht mehr gelebt haben wird. Und der Minorit Lucas de Castello (Hurmuzaki I, 1 S. 602 Nr. 478) hat bestimmt nichts zu tun mit unserem kumanischen Bistum: er war vielmehr 1326 Bischof oder Verwalter des Bistums von Osimo in Mittelitalien, 1327 Administrator des Erzbistums von Como und 1343—1353 Bischof in Lodi. Über ihn C. Eubel, Hierarchia medii aevi I. (2. Aufl.) S. 120 Anm. 9; 217, 295.

[1] Jorga, Studii I—II S. XV. [2] Hurmuzaki I, 1 S. 134.

kaner ins „Land Severin und die umliegenden Gegenden" zur Bekehrung der Bevölkerung gesandt. Der Papst erfüllte alle Wünsche des Ungarnkönigs und gewährte ihm auch das Recht, im Lande Assans und in Severin Bistümer zu errichten und sie nach Gutdünken zu besetzen, um so mehr, als der König erklärt hatte, die Rechte der Kurie in keiner Weise schmälern zu wollen [1]. Wie einst Andreas die Deutschen Ritter, so rief Béla IV. 1247 die Johanniter ins Land und wies ihnen unter großen Privilegien als Gebiet ihrer Wirksamkeit das Severiner Banat bis zum Alt mit den Knesaten Johanns und Färcasch' (mit Ausnahme des Landes Hatzeg und des Knesates des Lytovoï), auch ganz „Kumanien" vom Alt und den siebenbürgischen Alpen bis an die Donau an [2]. Doch schon nach einigen Jahren sind die Johanniter nicht mehr im Lande; in Kumanien waren sie überhaupt nicht. Ein Bistum haben sie so wenig gegründet wie der König selbst. Und die Arpadenkönige nach Béla, meist Schwächlinge, gewährten der Kirche keine Unterstützung. Des königlichen Schutzes nun weniger sicher, ohne feste Stütze zu finden an einer gut organisierten Lokalkirche, unternahmen die Missionare trotzdem Reisen durch die Balkanhalbinsel, nach Osten bis weit ins Tatarenreich hinein, predigend und bekehrend. Schon Innocenz IV. sandte Minoriten zu den Sarazenen, „Heiden", Griechen, Bulgaren, Kumanen, Walachen und vielen andern Völkerschaften des Ostens; auch die Goten werden noch erwähnt. Lange werden diese eifrigen Bekehrungsversuche fortgesetzt. Dominikaner wurden geschickt nach Albanien und Kumanien [3], und doch klagt der Papst, daß Ungarn „ferre ad nihilum est deductum" durch die feindlichen Einfälle der Kumanen, Tataren und Schismatiker [4]. Der Wirkungskreis des Kardinallegaten von Ungarn, Gentilis, umfaßte ein weites Gebiet: von der Küste des Adriatischen Meeres bis weithin nach Polen, Galizien, Kumanien „und den angrenzenden Ländern" [5]. In den Urkunden war man viel eroberungslustiger und hoffnungsvoller. Ein wahrer Drang nach Osten führte Dominikaner und Minoriten in entlegene, unbekannte Gegenden. Im dreizehnten Jahrhundert,

[1] ebenda I, 1 S. 153 Nr. 115; 154 Nr. 116; 183 Nr. 140.
[2] Zimmermann-Werner I S. 73 f. Nr. 82.
[3] Hurmuzaki I, 1 S. 563 ff. Nr. 448. [4] ebenda I, 1 S. 557 Nr. 444.
[5] Mon. Vatic. I, 2 S. 3 ff., 10; 366.

zur Zeit Innocenz' IV., stoßen wir auf Berichte, die Wunderbares enthalten über die ungeheuern Pferde- und Rinderherden, die schier endlosen Weideplätze, über die glänzenden Paläste mit silbernen Eingangspforten der tatarischen Chagane; nicht minder begegnet man ganz phantastischen geographischen Beschreibungen. Und in den Urkunden, die diesen Missionaren ausgestellt wurden, gleichviel, ob sie nun mit dem Bekehrungswerk in Dalmatien oder im „Königreich der Tataren" betraut wurden, vergaß man fast nie der Kumanen und Walachen. Aber gleichwie die beschwerlichen Reisen mit Empfehlungsbriefen der Päpste an die Tatarenchane von keinem oder nur vorübergehendem Erfolge begleitet waren, so war auch der Ertrag der Mission unter den Rumänen jahrzehntelang ein unbedeutender. Die Deutschen Ritter wären imstande gewesen, eine Kirche zu organisieren und sie auch zu schützen, ganz anders als die ungarischen Könige, die es nur taten, wenn es ihr Interesse erheischte. Aber ihre Tätigkeit war jäh unterbrochen worden. Das kumanische Bistum war zu kurzlebig; andere Kirchen neben der von Milcov werden kaum existiert haben. Da half es nichts, daß man von Rom aus empfahl, Fürsten und Bischöfe zum Schutz und zur Unterstützung der Missionare aufforderte, oder daß man freundliche Briefe an die Häupter der Heiden und Schismatiker sandte. Die Missionsbestrebungen trugen im Gegensatz zur Mission in der Zeit der Gegenreformation romantische Züge; die zu weit gesteckten Ziele hatten Zersplitterung der Kräfte zur Folge. Ohne ständige Priester im Lande, nur erhalten und gefördert von wandernden Missionaren, konnte die katholische Lehre nicht tiefere Wurzeln fassen, und der griechischen Kirche, die bei den Slawen und Rumänen Alleinherrscherin war, wirksam entgegentreten. Das vierzehnte Jahrhundert sollte eine Änderung bringen.

2. Wiederherstellung des kumanischen Bistums.

Die politische Lage war inzwischen eine andere geworden. Nun gab es ein selbständiges Fürstentum der Walachei, das um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auch eine nationale Kirche mit nationaler Hierarchie erhielt fast zu derselben Zeit, als das moldauische Fürstentum entstand. Dieser veränderten Sachlage mußte auch die katholische Kirche Rechnung tragen. In Italien war den Päpsten

die Dynastie der Anjous wegen ihrer bedrohlichen Nähe nicht angenehm; die Päpste waren besorgt um ihre weltliche Herrschaft. Ungarische Könige aus dem Hause Anjou konnten jedoch für die Kurie wertvolle Verbündete werden. Und Rom verstand es, sich ihre Neigung und ihren Schutz zu sichern. Zunächst erwies sich der König von Ungarn Karl Robert als ein überaus eifriger Bekehrer der Schismatiker und anderer Ungläubiger. Dominikaner und Minoriten wetteiferten unter seinem Schutze miteinander, bis der Papst sich veranlaßt sah, infolge von Kompetenzstreitigkeiten die Dominikaner aus Slawonien abzuberufen[1] und den ungarischen Priestern zu verbieten, die bekehrten Kumanen, Slawen und Walachen mit Zehnten zu plagen, damit sie nicht der Ernte verlustig gingen, zu der ihnen der König verholfen hätte[2]. Aber schon Karl Roberts kriegerische Unternehmungen schlugen fehl: in der Walachei erlitt er von dem unbotmäßigen Vasallen eine vernichtende Niederlage. Und König Ludwig I., ein energischer, kühner Mann mit hochfliegenden Plänen, konnte sich auch nur vorübergehender Erfolge rühmen. So konnte die Kurie die Sache des Katholizismus nicht zu eng mit der politischen Aktion der Könige von Ungarn verbinden. Sie vermochte keinen Augenblick ihrer Hilfe zu entraten, aber zugleich betrat sie einen andern Weg: sie knüpfte direkte Verbindungen mit dem Fürsten der Walachei an. 1327 wandte sich der Papst an den transalpinischen Woiwoden Basarab[3]; er spendet ihm hohes Lob für die Vernichtung der ungläubigen Völker, aber er müsse auch sein Volk zur wahren Kirche bekehren, er solle Prediger aus Ungarn rufen zur Vollendung des begonnenen Werkes. Dies ist der erste Versuch des Papstes, eine katholische Landeskirche in der Walachei zu gründen. Aber trotzdem konnte man an die Errichtung oder Wiedererrichtung einer Hierarchie in diesen Gegenden im Einverständnis mit den ungarischen Königen denken. Noch 1279 taucht in Rom die Erinnerung an ein gewesenes Bistum zu Milcov auf: der Papst verlangte von seinem Legaten in Ungarn Aufschluß darüber, ob noch Einkünfte zu erheben seien in dem Bistum, das nun schon seit vierzig Jahren der Wut der Tataren zum

[1] Zimmermann-Werner I S. 412—13 Nr. 457; vgl. aber auch 409 Nr. 453 und Hurmuzaki I, 1 S. 601 Nr. 476. [2] Hurmuzaki I, 1 S. 601 Nr. 476 und 609 Nr. 483. [3] Hurmuzaki I, 1 S. 601 Nr. 476.

Opfer gefallen sei[1]. Es ist bezeichnend für die Bemühungen der Päpste auch noch während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, daß sie vor allen Dingen danach trachteten, mit Hilfe der ungarischen Könige oder der rumänischen Fürsten Bistümer zu gründen oder ein verschwundenes wieder aufleben zu lassen, um gewissermaßen die Kontinuität der römischen Hierarchie zu betonen und Anspruch zu erheben auf ein möglichst hohes Alter der kirchlichen Einrichtungen in diesen Gegenden. Es war nicht immer eine glückliche Politik; lange Zeit blieb sie ohne Erfolg, und als 1332 als Frucht dieser Bemühungen das kumanische Bistum in Erinnerung an die alte Residenz unter der Bezeichnung eines milcovischen wiedererstand, wurde nur ein Titularbistum daraus, bekleidet von Bischöfen, die unter ungarischem Einfluß ernannt wurden und ihre Diözese meist nicht einmal kannten, geschweige denn besuchten. Ein selbständiges, nicht als Fortsetzung des kumanischen bestehendes Bistum von Milcov vor 1332 läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Die Behauptung, daß das kumanische Bistum 1228 für eine Zeit lang das schon längst bestehende Bistum von Milcov abgelöst hätte, stützt sich nur auf eine unklare, fragmentarische Aufzeichnung[2]. Und eine Urkunde, angeblich aus dem

[1] Im Text (Hurmuzaki I, 1 S. 429—30 Nr. 345) kann es nur heißen „civitas de Mylco" (wie es Jorga, Studii I—II S. XIX Anm. 2 feststellt). „Civitas de multo posita in confinibus Tartarorum" hätte keinen Sinn. In einer Urkunde des Papstes Johanns XXII. vom 4. Okt. 1332 (Hurmuzaki I, 1 S. 622 Nr. 496) heißt es, daß der „Episcopatus Mylkoviensis in Regno Hungariae, in finibus videlicet Tartarorum ex institutione ordinatus antiqua" zur Zeit des Mongoleneinfalls vernichtet wurde und die „Ecclesia ipsius Episcopatus funditus extirpata (est)". Ecclesia ist die Kathedrale; civitas wird für die Residenzstadt eines Bischofs nach dem Kanzleigebrauch in den päpstlichen Urkunden gebraucht. Nun wissen wir, daß die Tataren 1241 das kumanische Bistum mit der Residenz in Milcov vernichtet haben; so kann auch das milcovische Bistum kein anderes sein als das kumanische, denn in jener Zeit existierte nur ein Bistum. Und die „civitas" kann nur die „civitas Mylco" sein. Papst Nikolaus III. (1279) irrt sich nur in der Jahreszahl: es waren nur 38, nicht „mehr als vierzig" Jahre verstrichen. Vgl. auch Hurmuzaki I, 2 S. 5 Nr. 4 und Benkö, Milkovia I S. 406: Theoderich, Bischof der Kumanen, war in Milcov.

[2] Ein angebliches Schreiben des ersten (und einzigen) Bischofs der Kumanen, Theoderich, aus dem Jahre 1228 an die Szekler, die er wegen der Namensveränderung des Bistums zu beruhigen sucht. Wahrscheinlich gehört dieses Schreiben, das uns nur in einem dürftigen Fragment erhalten ist, in die

Jahre 1096, trägt noch weniger zur Aufhellung bei: sie ist so voll innerer Widersprüche, daß man an ihrer Unechtheit nicht mehr zweifeln kann[1]. Und dann sollte man 1279 und später im Vatikan nicht mehr gewußt haben, daß ein älteres als das kumanische Bistum existiert habe, daß das kumanische aber nur eine Fortsetzung jenes anderen gewesen sei, und doch in der Folgezeit immer nur vom Bistum von Milcov gesprochen haben? Tatsächlich schwebte noch dunkel in der Erinnerung das Schicksal Milcovs, und indem man das Bistum wiedererrichtete, gab man ihm den Namen der einstigen Residenzstadt, froh, daß man alte hierarchische Rechte aufgefrischt habe. Der Papst kam dem ungarischen König bereitwilligst entgegen; er überließ ihm ein Drittel der kirchlichen Einkünfte in Ungarn zur Bekämpfung der Häretiker und Schismatiker und beauftragte noch im selben Jahre (1332) den Erzbischof von Gran,

---

Reihe jener Fälschungen, die zugunsten der These, daß das Bistum von Milcov aus der Zeit der Hunnen stamme (Benkö, Milkovia I S. 48), vorgenommen worden sind. Die Grenzen des Bistums waren ja unbestimmt. Und was soll die Phrase „Quidni etiam Siculum cum Cumano et Olachoque“ (sic) bedeuten? Theoderich wird gleich bei der Gründung seines Bistums nur an die Kumanen gedacht haben.

[1] Es handelt sich um ein Schreiben des Bischofs von Milcov Laurentius an einige Szeklerstühle, das im Jahre 1096 verfaßt worden sein soll. Die Kopie, die wir vom Schriftstück besitzen, ist 1594 nach einer andern Kopie aus dem Jahre 1408 verfertigt worden. Schon der Kopist von 1408 klagt über die „paginam mancitate abundantem“. Vgl. Benkö, Milkovia I S. 55—57. Man hat versucht, das Schreiben von 1217, 1096, 1396 oder gar 1518 zu datieren. Aber das Schreiben wendet sich nicht an alle Szeklerstühle, wie es später der Fall war. Es fordert zu einer Kollekte zur Wiedererrichtung der Kathedrale (Sedis et S. Ecclesiae M ...) auf, dies paßt aber nicht auf 1217, da Milcov erst 1241 vernichtet wurde. Ein Laurentius als Bischof ist in den Listen, die nach den Akten des Vatikans zusammengestellt worden sind (Eubel, Hierarchia medii aevi I (2. Aufl.) S. 339 und II S. 211) nicht zu finden. Dann ist die Rede von einem „Michaele ... bonae recordationis praedecessore nostro et sedis hujus vero restitutore“; ein Michael, der erste, war aber erst 1468—84 Bischof. Andererseits kann es sich weder 1396 noch 1096 um einen Kreuzzug handeln, von dem hier gesprochen wird. Und die „septem Castra“ scheinen auf Siebenbürgen zu deuten, das aber diesen Namen in jener Zeit nicht trug. Alles Gründe, die entschieden gegen die Echtheit sprechen. Vgl. auch Jorga in „Conv. Lit.“ XXXVII (1903) S. 95 und Studiĭ I—II S. XIX Anm. 2, wo 1089 und 1389 in 1096 und 1396 zu korrigieren ist. Die Einteilung Rosettis in das 1., 2. und 3. (!) Bistum von Milcov läßt sich durch nichts rechtfertigen.

den Minoriten Vitus de Monteferreo auf das Bistum von Milcov zu weihen. Aber dieser Bischof hat seine Diözese nie gesehen; vielleicht hat er nicht einmal die Weihe für sie empfangen; schon 1334 ist er Bischof von Neutra in Oberungarn[1]. Von 1332 bis 1337 sind die Szekler Stühle, die sonst als zum Bistum von Milcov gehörig bezeichnet werden, im Zehntverzeichnis des Vatikans in der Liste des Weißenburger Bistums zu finden[2]. Der Augustinereremit Thomas von Nympti, dessen Beförderung zum Bischof König Ludwig I. und seine Gemahlin befürworteten, zwar 1347 ernannt, jedoch schon im August desselben Jahres außerordentlicher Gesandter des Königs in Venedig[3], führte mit ebensowenig Berechtigung wie sein Vorgänger den Titel eines Bischofs von Milcov. Dem Dominikaner Bernhard, der am 12. Februar 1353 nach dem Tode des letzten Bischofs, wahrscheinlich eines anderen als Thomas, ernannt und bald wegen Armut von jeder Abgabenentrichtung befreit wurde[4], einem unruhigen Polen, gelang es zwar, ohne sich je um Milcov gekümmert zu haben, das Plocker Bistum zu erlangen, verlor es aber infolge von Streitigkeiten mit dem König und den Prälaten ebenso schnell, wie er sein erstes vergessen hatte, ohne irgendwo den Krummstab geführt zu haben[5]. Von seinen Nachfolgern mußte sich schon der Augustinereremit Nikolaus von Buda beim Papste über die Eingriffe des Erzbischofs von Gran[6] beklagen. Es verlohnt sich, das Schicksal dieser merkwürdigen Diözese bis zum Ende zu verfolgen. Nach 1375 hört man lange Zeit nichts von Milcover Bischöfen[7]. Und als von 1431 wieder solche auf der Bildfläche erscheinen, sind es ebenfalls ungarische Prälaten, die mit den von den Rumänen bewohnten Teilen des milcovischen Bistums nichts zu tun haben. Der Nachfolger des Szeklers Emerich (1431), Gregorius (1433—68), lebt teils in Raab, teils in einem

[1] Eubel, Hierarchia medii aevi I (2. Aufl.) S. 339 Anm. 1.

[2] Ortvay, Geograph. eccl. Hung. I S. 60—61; II S. 626.

[3] Hurmuzaki I, 2 S. 5 Nr. 4; 9 Nr. 9.

[4] Revista Catolică I ff. Buc. 1812 ff. II S. 355—57 Nr. 1—2.

[5] Hurmuzaki I, 2 S. 46 Nr. 36; 65—67 Nr. 47—48; 81 Nr. 58. Eubel, Hierarchia medii aevi I (2. Aufl.) S. 402.

[6] Hurmuzaki I, 2 S. 175—76 Nr. 134—35.

[7] Goblinus, ein Siebenbürger Sachse aus Großau, war 1376—86 Bischof von Weißenburg; Bischof von Milcov war er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht.

Kloster im Desprimer Sprengel, dessen Einkünfte er bezieht, und ist schon 1444 Vikar des Erzbischofs von Gran[1]. Ungarischer Propst war auch Ladislaus von Ondola, und Bischof Michael von Turon (seit 1468) bekleidete ebenfalls das Amt eines Vikars von Gran mit einer jährlichen Pension von 200 Gulden, bis er 1493 in Rom in der „Brüderschaft des heil. Geistes" Ruhe fand[2]. Die Nachfolger sind dann echte episcopi in partibus: sie lesen die Messe in Gran oder sind Äbte irgendeines reichen Klosters, und das Bistum von Milcov sinkt zu einem Annex des Erzbistums von Gran herab. Schon 1436 wird das Dekanat von Hermannstadt, welches wenigstens vorübergehend zum Bistum von Milcov gehörte, unter die Jurisdiktion von Gran gestellt; und fünf Jahre später wird der Hermannstädter Dekan von Gran aus ernannt[3]. 1453 versuchte sogar der Papst, auf Bitten Gregorius', dem es geratener schien, recht fern von Gran zu leben, das milcovische Bistum, da die Bischöfe „seit Menschengedenken" nicht mehr im Lande residierten, zur Sicherheit gegen die Türkeneinfälle in das befestigte Kronstadt zu verlegen; nur die energischen Proteste des Graner Erzbischofs vereitelten den Plan[4]. Ein Bistum, in der letzten Zeit jedes königlichen Schutzes entbehrend, von seinen Hirten verlassen, größtenteils von Schismatikern bewohnt, oft von feindlichen Einfällen bedroht, ohne Kirche, ohne Einkünfte, konnte sich seine Selbständigkeit nicht sichern, zumal da man nicht einmal seine Ausdehnung genau angeben konnte[5]. Früher oder später mußte es in einem anderen aufgehen; teils wurde es dem siebenbürgischen Bistum einverleibt, teils gehörte es zum Erzbistum von Gran. Schon Julius II. erteilte dem Erzbischof von Gran das Jurisdiktionsrecht über das ganze Milcover Bistum, und Leo X. tat dasselbe; es war eigentlich nichts anderes als die Anerkennung eines schon bestehenden Zustandes. Die heftigen und wiederholten Proteste der Dekane von Hermannstadt und Kronstadt halfen nichts dagegen. Noch am 12. Februar 1518 berief zwar der letzte Bischof von Milcov, Michael II.,

[1] Hurmuzaki I, 2 S. 644 Nr. 545; 722 Nr. 598; Rev. Cat. II S. 556 Nr. 49.
[2] Eubel, Hierarchia medii aevi II S. 211; Mon. Vatic. I, 5 S. 32.
[3] Hurmuzaki I, 2 S. 601 Nr. 503; Benkö, Milkovia I S. 146 ff.
[4] Hurmuzaki II 2 S. 16—17 Nr. 12.
[5] Vgl. Rosetti in Anal. Acad. Rom. S. II. Bd. XXVII S. 289.

eine Synode der Szekler Stühle, die in der Urkunde namentlich aufgeführt wurden, und von denen manche schon nicht mehr existierten, nach Trotusch in der Moldau, aber sie wurde nicht abgehalten[1]. Und 1519 verbot Leo X. noch einmal im Widerspruch mit seinen früheren Dekreten dem Graner Erzbischof und dem Bischof von Weißenburg, sich in milcovische Angelegenheiten einzumischen[2]. Aber es war nur eine leere Form; nach dem Ableben des Bischofs Michael ermächtigt der Graner Erzbischof 1525 den Kronstädter Dekan, als sein Vertreter und in seinem Namen die Jurisdiktion zu üben[3]. Wie hätte es auch anders kommen sollen, war doch Michael gezwungen, aus Mangel an Priestern in seiner „ampla et lata Dioecesis" die priesterlichen Funktionen durch solche verrichten zu lassen, die der Apostasie und des Totschlags beschuldigt waren[4]! So endete der Episcopatus Milcoviensis, ein Schattenbistum, ein leerer Name für titelsüchtige Pröpste. Bewundernswert ist nur die Zähigkeit, mit der man an der Kurie an einer Einrichtung festhielt, die schon gleich anfangs eine bedeutungslose Formel war, die man aber für gut genug hielt, um Ansprüche damit zu rechtfertigen, um sich die ungarischen Könige dadurch, daß man ihren Wünschen durch Ernennung von ihnen genehmen Bischöfen willfahrte, geneigt zu machen und zu Dank zu verpflichten. Für den Katholizismus bedeutete dieses Bistum nicht die Frucht langjähriger Bemühungen, auch nicht die Grundlage künftiger Stärkung und Bereicherung. In ihren weit entfernten Klöstern mögen sich die Bischöfe ihr Bistum in glänzenden Farben ausgemalt haben, in Wirklichkeit war es anders. Und wenn die Franziskaner nicht unter unsäglichen Mühsalen und in entsagungsvoller Arbeit der Mission Freunde zu gewinnen sich bemüht hätten, die Bischofspolitik der Päpste hätte nimmer zu einem nennenswerten Erfolg geführt.

---

[1] Benkö, Milkovia I S. 189 ff., 202—03; 211 ff.; 227 ff. Es handelt sich mehr nur um eine Geltendmachung mehr oder minder berechtigter Ansprüche auf ein großes Territorium für das gesamte Bistum. Daß die Synode nicht abgehalten werden konnte, ist das beste Zeichen dafür, daß der Bischof der wirklichen Lage zu wenig Rechnung trug.

[2] Pray, Specimen Hierarch. Hung. I S. 431.

[3] Benkö, Milkovia I S. 242.

[4] Kurz, Magazin II, 1 S. 33.

3. Stellung der walachischen Fürsten zum Katholizismus und das Schicksal der römisch-katholischen Kirche bis zum sechzehnten Jahrhundert in der Walachei.

Anders geartet war die Tätigkeit der Missionare, die nicht in erster Linie an politische Begebenheiten ihr Werk knüpften. Wenn auch in der „Societas fratrum peregrinantium propter Christum“ Dominikaner und Franziskaner gemeinsam die Mission betrieben, so wurde doch bald die Balkanhalbinsel den Franziskanern überlassen. Für lange Zeit blieb Bosnien ihr Mittelpunkt, und von hier unternahmen sie ihre Missionsreisen, dem Volke predigend und es zum Taufbecken führend. Unter ungarischem Schutze missionierten besonders in der Walachei ungarische und bosnische Minoriten. Von den Päpsten wußten sie sich große Privilegien zu erwirken. Bescheiden und anspruchslos, wie sie waren, förderten sie die katholische Sache mehr als die mit bedeutungslosen Titeln ausgestatteten Prälaten. In Serbien und Bulgarien waren die Fürsten als Anhänger der griechischen Kirche dem Katholizismus abgeneigt; in der Walachei war noch der ungarische Einfluß groß. Und Ludwig I. stand hinsichtlich des Bekehrungseifers seinem Vater in nichts nach. 1345 traten viele Rumänen in Siebenbürgen und jenseits der Karpathen zur römischen Kirche über, unter ihnen Alexander, der Sohn des walachischen Fürsten, und einige Bojaren, ein Erfolg, der in erster Linie den ungarischen Minoriten und dem König von Ungarn zu verdanken war. Deshalb erhielt auch Ludwig (1352) das Recht, Kirchen zu bauen für alle Schismatiker und Ungläubigen in seinem Lande und an den Grenzen und diese Kirchen nach Gutdünken irgendeinem Bischof zuzuweisen; die Zehnten, deren Erhebung den Bischöfen angelegentlichst empfohlen wurde, sollten die materielle Grundlage für die Bekämpfung der Schismatiker bilden [1]. Während der Bischof von Milcov in Gran als Vikar fungierte, besuchte ein Suffragan des siebenbürgischen Bischofs die Walachei, um Kirchen zu weihen, Priester zu konsekrieren und die Gläubigen zu konfirmieren. Ausdrücklich versprach ihm Fürst Vladislav 1369 seinen Schutz, um so mehr, als die katholischen Kirchen

[1] Hurmuzaki I, 1 S. 697 Nr. 551; I, 2 S. 8 Nr. 8; 16 Nr. 13; 24—27 Nr. 18—20.

noch von seinem Vater der Sorge dieses Suffragans anheimgegeben worden seien[1]; ein ständiger Bischof mit der Residenz etwa zu Argesch scheint er jedoch nicht gewesen zu sein. Er wurde vielmehr in uneigentlichem Sinne Bischof genannt und war sicher nur ein Vikar des siebenbürgischen Bischofs, dem bischöfliche Funktionen übertragen wurden. Das Bistum zu Argesch ist erst später entstanden. Die Priester, die im Lande waren, stammten wohl sämtlich aus Ungarn, und Vladislav, zugleich Ban von Severin und Herzog von Fogarasch, konnte das nicht sehr als fremde Einmischung empfinden.

Später sind noch zwei Bistümer in der Walachei gegründet worden: das Severiner und das von Argesch. Der Einfluß der ungarischen Missionare dauerte fort, man versuchte auch fernerhin den Hof zu bekehren. Clara, die zweite Gemahlin des wahrscheinlich zur rumänischen Kirche zurückgekehrten Alexander, selbst vielleicht eine Konvertitin, war eine eifrige Katholikin, bekehrte auch die eine ihrer Töchter, die Zarin von Bulgarien; dem Papst brachte sie kostbare Geschenke dar, und dieser unterließ es nicht, sie zu ermahnen, auch ihre andere Tochter, die Serbenfürstin Anna, dem schismatischen Irrtum zu entreißen[2]. In der Folgezeit ließen auch ihre Töchter eifrige Unterstützung der Franziskanermission auf der Balkanhalbinsel angedeihen[3]. Trotzdem machte der Katholizismus in der Walachei keine nennenswerten Fortschritte; zur römischen Kirche bekannten sich nur die fremden Kolonisten, die noch aus früherer Zeit — in Câmpulung, der Langenau, wo es ein Dominikanerkloster gab, noch aus der Zeit der Deutschritter — stammten. Das Volk beharrte im Schisma und mit ihm die Herrscher. Nach dem Tode Ludwigs I. von Ungarn setzte seine Katholisierungsbestrebungen sein Schwiegersohn Sigismund eifrig fort, und die Fürsten der Walachei waren der römischen Kirche nicht feindlich gesinnt, sonst wäre die Errichtung von Bistümern für die Katholiken ihres Landes nicht leicht möglich gewesen. Gelegentlich war ihr Verhältnis zum Katholizismus ein sehr freundschaftliches, aber als Bekehrer traten sie nie auf. Und so ist es zu erklären, daß auch die beiden nachher gegründeten Bistümer in Severin und Argesch

---

[1] Zimmermann-Werner II S. 334 Nr. 934.

[2] Hurmuzaki I, 2 S. 158 Nr. 122. [3] ebenda S. 158—59 Nr. 122—23.

nicht viel anders waren und nicht viel mehr bedeuteten als das von Milcov.

Bei der Gründung des Bistums von Severin ist noch einmal der ungarische Einfluß ersichtlich. Das Bistum, dessen Gründungsjahr unbekannt ist, ist zu einer Zeit entstanden, wo das Severiner Banat sich in ungarischen Händen befand. Dieses Banat, das während der Regierungszeit des Fürsten Alexander (1330—64) nicht Lehen des walachischen Woiwoden war, erhielt sein Nachfolger Vladislav schon 1365 und behielt es trotz der bulgarischen Kriege Ludwigs I. und der Eroberung des westbulgarischen Reiches Sracimirs, des Schwagers Vladislavs, durch den König von Ungarn bis 1374, wo er es infolge eines Krieges und infolge der Weigerung, sich zum Vasallen Ungarns zu bekennen, wieder verlor. Bis 1386 blieb es dann in seinen ungarischen Teilen bei Ungarn [1]. In diese Zeit, am wahrscheinlichsten anfangs der achtziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts, ist auch die Entstehung des Bistums zu verlegen [2]. Die Eroberung Westbulgariens durch Ludwig I., woraus er mit Hinzufügung einiger ungarischer Teile des Severiner Banats ein nur vier Jahre dauerndes (1365—69) bulgarisches Banat schuf, bewirkte auch eine gesteigerte Tätigkeit der Missionare in diesen Gegenden, die freilich bald nach dem Frieden von 1369 nachließ. Hatte Ludwig das bulgarische Gebiet an Sracimir, der es unter dem Titel eines Lehens empfing, wieder abtreten müssen, so bemühte er sich wenigstens auf kirchlichem Gebiete um sichtbare Erfolge. In seinen letzten Regierungsjahren entstand nun das Bistum von Severin und „jenseits der Berge". Dieses „necnon parcium Transalpinarum" deutet schon an, daß es sich um eine ungarische Gründung handelte. Schon im Jahre 1382 weihte Bischof Gregorius, ein Franziskaner, einen Subdiakon im Dominikanerkloster zu Câmpulung [3]. Doch noch ein Jahr vorher, am 9. Mai 1381, hören wir von einem Bischof von Argesch, einem Dominikaner, Nicolaus Antonii, der eigentlich eher in Câmpulung seine Bischofsrechte hätte ausüben müssen, jedoch wohl zu der Zeit noch nicht in seine Residenz

---

[1] D. Onciul, Titlul lui Mircea cel Bătrân in „Convorbiri Literare" XXXVII S. 18 ff.

[2] G. Erler, Der Liber Cancellariae apostolicae vom Jahre 1380. Leipzig 1888, S. 25. [3] Hurmuzaki I, 2 S. 276 Nr. 216.

eingezogen war[1], wenn er überhaupt je in Argesch residiert hat. In so kurzer Zeit gab es plötzlich in der Walachei zwei Bistümer. Wie ist das nun zu erklären?

Die Gründung beider Bistümer fällt in die Zeit des großen päpstlichen Schismas, wo es zwei sich heftig bekämpfende Päpste, zwei Obedienzen, zwei Kanzleien gab, und große Verwirrung auf beiden Seiten herrschte. So ist es nicht ausgeschlossen, daß man den Verhältnissen im Osten nicht Rechnung trug, und daß daher für die Walachei zwei Bistümer entstehen konnten, die beide zum Erzbistum von Kalocsa gehörten[2]. Das Severiner Bistum entstand durch ungarischen Einfluß, das von Argesch hatte die Tradition für sich, indem vor nicht langer Zeit sich hier ein Suffragan-Bischof vorübergehend aufgehalten hatte. Sollte da nicht der eine Bischof zur Obedienz des einen Papstes und der andere zu jener des Gegenpapstes gehört haben? Doppelte Bischofsernennungen gerade zu dieser Zeit waren nichts Unmögliches[3]. Freilich von Streitigkeiten zwischen beiden Bischöfen hören wir auch nichts, aber es ist nicht zu verwundern, da sie doch beide bald zu episcopi in partibus herabsanken. In Severin ist nicht einmal die Reihenfolge der Nachfolger Gregors zu ermitteln[4]. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß dem Bischof Nicolaus Demetrius bei seiner Ernennung am 18. Juni 1399 vom Papste ausdrücklich der Auftrag erteilt wurde, in seiner Residenz zu residieren, und am selben Tage ihm eine andere päpstliche Urkunde gestattete, die Csanáder Probstei, die er bis dahin innegehabt, auch weiterhin zu behalten; und nach einigen Monaten wurde ihm erlaubt, die Weihe von welchem Bischof immer unter entsprechender Assistenz zu empfangen[5].

Auch seine Vorgänger haben nicht in ihrer Diözese gewirkt; nun anerkennt auch der Papst die neue Lage: das Severiner Bistum ist genau so ein episcopatus in partibus wie das von Milcov, das geradezu ein typisches Beispiel für derartige Bistümer liefert, die

---

[1] Rev. Cat. II S. 55.

[2] Erler, Der Liber Cancellariae apost. vom Jahre 1380 S. 25—26.

[3] Siehe Eubel, Doppelte Bischofsernennungen während des avignonensischen Schismas. Vgl. Ehses, Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Freiburg i. Br. 1897, S. 189.

[4] Vgl. Auner in Rev. Cat. II S. 47 ff.

[5] Mon. Vatic. Hung. I, 4 S. 135.

nur vorübergehend eine Bedeutung erlangten. Die Bischöfe von Severin aus dem fünfzehnten Jahrhundert verrichteten geistliche Funktionen in der Desprimer Diözese und dem Graner Erzbistum [1]. Das Schicksal dieser Diözese zu verfolgen, hieße nur Namen fremder Pröpste anführen, die mit dem Titel eines Bischofs von Severin ausgestattet waren; von einer Bedeutung für ihre Diözese kann die Rede nicht sein. Mit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts — ein Gregorius ist der letzte Bischof — hört auch das Verzeichnis dieser Titulare auf.

Das Argescher Bistum hatte ein nicht viel besseres Schicksal. Schon der Nachfolger des ersten Bischofs Nikolaus († 1394), der Augustinereremit Georg, mußte aufgefordert werden, sich in seine Diözese zu verfügen und dort zu bleiben [2]. Diese Aufforderung aber, die sich bei fast allen Bischöfen wiederholt, war nur eine leere Formel geworden, denn trotz des strengen Auftrags wurde ihnen gleichzeitig gestattet, außerhalb des Landes zu verbleiben und wie früher ihre Propstei in welcher Diözese immer zu behalten, sei es nun in Fünfkirchen, wie bei Georgius Joannis, oder sonstwo, da ja die Diözese von Argesch „inter infideles constituta" und aller Einkünfte bar war [3]. Arm, wie die Diözese war, konnte sie auch keinen Bischof erhalten, so daß man den neuernannten Bischöfen meist die obligatorische Taxe nachsehen und ihnen gestatten mußte, sich bei Beachtung der vorschriftsmäßigen Formen wo immer und von wem immer weihen zu lassen, unbeschadet der oberhirtlichen Rechte des Erzbischofs von Kalocsa [4]. Die meisten Bischöfe von Argesch waren ebenfalls Ungarn wie diejenigen von Severin oder doch Inhaber ungarischer Propsteien [5]. Dieser Einrichtung bediente man sich wohl,

---

[1] Eubel, Hierarchia medii aevi II S. 260 Anm. 1—4.

[2] Rev. Cat. II, 364 Nr. 6. Georg folgte nach dem Tode des Nicolaus Antonii; der Karmeliter Franciscus a. S. Leonardo war nicht schon 1390 Bischof (wie bei Hurmuzaki I, 2 S. 330 Nr. 269 und J. Karácsonyi, Az argyasi püspökség, Budapest 1905 S. 7), sondern erst am 23. April 1399. Vgl. Eubel, Hierarchia medii aevi I (2. Aufl.) S. 104 und Rev. Cat. II S. 368 Nr. 9.

[3] Mon. Vatic. Hung. I, 4 S. 411 Nr. 469; 412 Nr. 470; Rev. Cat. II S. 372 Nr. 13.

[4] Rev. Cat. II S. 368 Nr. 9; 554 Nr. 46; Mon. Vatic. Hung. I, 4 S. 412 Nr. 470.

[5] Bischof Paul (1441) garantiert sogar für eine Geldschuld der Königin Elisabeth. Hurmuzaki I, 2 S. 677 Nr. 573.

um den ungarischen Einfluß in der Walachei aufrecht zu erhalten [1], da zu dieser Zeit, besonders während der Herrschaft Mirceas (1386 bis 1418) die Vasallität des Fürstentums nicht viel mehr war als ein frommer Wunsch der ungarischen Könige. Zwar hört man mehr von den Bischöfen von Argesch als von denen von Severin; es sind aber nur persönliche Nachrichten, die mit der Kirche, deren Oberhirten sie sich nannten, nichts zu tun haben. Auch übertraf dies Bistum das Severiner an Lebensdauer: noch im siebzehnten Jahrhundert war ein Bischof von Argesch Suffragan — von Luck [2]. An Bedeutungslosigkeit steht es ihm aber nicht nach. Der Katholizismus blieb auch jetzt mehr Sorge der Missionare. Und die Deutschritter, die Sigismund ins Banat zum Schutze gegen Türkeneinfälle rief, sollten auch der katholischen Sache dienen. 1428 gab er ihnen fünf Burgen „in der Nähe der Donau zwischen Ungarn, Serbien und der Walachei"; er selbst wollte gegen die Häretiker und Schismatiker mit Waffengewalt ziehen [3] und, als er 1427 in Câmpulung war, um Dan II. gegen den Schützling der Türken zu unterstützen, erwirkte er den dortigen Dominikanern vom Papste neue Indulgenzen und Privilegien [4]. Er sandte auch Minoriten in die Walachei, die Vlad. II. Dracul 1431 aus Nürnberg, wo er den Kaiser und König um Hilfe bat, gut aufzunehmen befahl in seinem Lande, das „beraubt sei jeden Trostes der heiligen römischen Kirche" [5]. Doch all dies brachte nicht viel Erfolg. Die Ritter unter Klaus von Redwitz, der zum Ban von Severin ernannt wurde, konnten schon wegen ihrer geringen Zahl nichts ausrichten; dem Ban gelang es nicht einmal, sich Anerkennung in seinem Amte zu verschaffen [6].

Das Milcover Bistum, durch ungarische Könige ins Leben gerufen, umfaßte nominell Teile der Moldau, der Walachei und

[1] In einer ungarischen Handschrift, die Kaprinay († 1786) benutzte, findet sich bei der Nachricht über die Gründung des Bistums von Argesch die sonst nicht kontrollierbare Aufzeichnung „ad instantiam Ludovici regis Hungariae". Karácsonyi, Az argyasi püspökség, S. 5. Im Liber Cancellariae findet sich nichts dergleichen.

[2] Jorga, Doc. Bistriteĭ I S. XI. Die Bischofsliste bei Karácsonyi, a. a. O. S. 7—8, ist nach Eubel, Hierarchia medii aevi I—III, zu berichtigen und zu ergänzen.

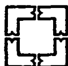
[3] Hurmuzaki I, 2 S. 553 Nr. 463.

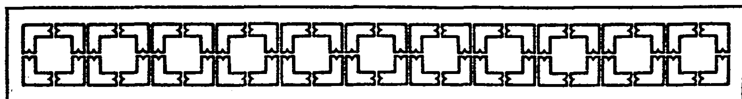
[4] Jorga, Acte si fragm. III, S. 81.

[5] Hurmuzaki I, 2 S. 749 Nr. 620.

[6] ebenda I, 2 S. 539 Nr. 451; 564—65 Nr. 470—71; 591 Nr. 494; 599 Nr. 501.

Siebenbürgens, das von Severin war gebildet aus Teilen von Ungarn und der Walachei; in Argesch wirkte endlich ein Suffragan-Bischof, gebietend über die Kirchen der Walachei und die siebenbürgischen Besitzungen des walachischen Fürsten, bis auch hier ein selbständiges Bistum errichtet wurde. Und doch war der Einfluß dieser Bistümer, die alle drei wenigstens bis ins sechzehnte Jahrhundert dauerten, ein sehr geringer. Bei allen dreien blieb fast von Anfang an nur die Würde; es fehlte die Macht, die dieser Würde Glanz verliehen hätte. Die Errichtung aller drei Bistümer war dem politischen Einfluß der Ungarnkönige im Fürstentum der Walachei zu verdanken. Eine merkwürdige Parallele. Wie die ungarische Oberhoheit in Zwischenräumen durch Waffengewalt betont werden mußte, um bald wieder zu einer inhaltslosen Form herabzusinken, so bedeuteten auch diese drei Bistümer mehr einen Anspruch auf hierarchische Rechte und bischöfliche Vollzugsgewalt als eine tatsächliche Macht, die auf einer großen, reichen, weithin verbreiteten Kirche gegründet gewesen wäre. Andererseits war die Tätigkeit der Missionare nicht genügend unterstützt und hatte mit zu großen Hindernissen zu kämpfen, als daß es wenigstens die Mission zu einer festeren Organisation hätte bringen können. Die katholischen Kirchen blieben auch in der Folgezeit im walachischen Fürstentum nur Enklaven, über deren Schicksal die Nachrichten nur spärlich fließen.





Zweites Kapitel.

Verbreitung des Katholizismus in der Moldau bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

1. Das Bistum von Seret. Beginn des polnischen Einflusses.

Das Fürstentum Moldau war im Gegensatz gegen Ungarn entstanden, von dieser Seite drohte immer Gefahr; andererseits reichte Polen durch die Eroberung Rotrußlands bis an die Grenze des neugegründeten Fürstentums und bildete für dieses eine nicht minder bedrohliche Nachbarschaft. Obgleich die Tatsache, daß der Ungarnkönig, der die Oberhoheit über das moldauische Land beanspruchte, 1370 auch Polen erbte, einstweilen die Frage unentschieden ließ, wem die Moldau sich zuneigen würde, falls sie nicht imstande sein sollte, ihre Selbständigkeit, die der Gründer Bogdan zu behaupten wußte, zu bewahren, stand doch schon Bogdans Sohn Latzcu sehr unter polnischem Einfluß. Von Polen her nahm er auch den Katholizismus an. Auch hier beginnt der Katholizismus mit der Bekehrung des Staatsoberhauptes und seiner Berater; auch hier erstrebte man, wollte man sich eines großen Erfolges versichern, zunächst die Gründung eines Bistums. Das milcovische Bistum, dem ja eigentlich auch die Moldau angehörte, war ja nur Schein. Zwar gab es noch vor der Gründung des Fürstentums im späteren Bereich desselben vorübergehend ein Bistum in Hotin [1], nämlich das von Kamenitz, und dem 1317 gegründeten Bistum von Caffa war auch späteres moldauisches Gebiet einverleibt [2]; eine Bedeutung für die Moldau haben sie aber nie erlangt.

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. XXV.

[2] Eubel, Die Missionsbistümer im 14. Jahrhundert. Vgl. Ehses, Festschrift zum elfhundertjähr. Jubiläum des Deutschen Campo Santo in Rom, S. 180 ff.

Doch gab es in der Moldau mehr Katholiken als in der Walachei, in erster Reihe Deutsche und Ungarn. Noch im dreizehnten Jahrhundert hatten sich Deutsche aus Polen und Siebenbürgen in der Hoffnung auf einträglichen Handel im Seretgebiet niedergelassen, in Baia, Suceava, Seret, und begünstigt durch die ungarischen Könige zogen auch Ungarn über die Karpathen; ihnen ist die Gründung von Bacău und Trotusch zu verdanken. Sie waren auch zahlreicher als die andern Katholiken und erhielten in der Folgezeit Verstärkung durch Zuwanderung. Alle diese Kolonisten brachten aus ihrer Heimat den katholischen Glauben mit und bewahrten ihn auch; mit ihnen kamen auch ihre Priester. In Seret gab es auch Missionare, Franziskaner, die 1349 sogar zwei Märtyrer aus ihrer Mitte zu verzeichnen hatten. Von Franziskanern ging auch die Gründung des ersten Bistums aus. Und fast schien es, als sollte diese Gründung von ausschlaggebender Bedeutung für das ganze Land werden. Denn als die Franziskaner Nikolaus von Mehlsack aus Ostpreußen und Paul von Schweidnitz aus Schlesien 1370 dem Papst berichteten, daß der Moldauerfürst mit seinem ganzen Volke zum katholischen Glauben übertreten wolle, ließ dieser nach einer sorgfältigen Untersuchung durch die Bischöfe von Prag, Breslau und Krakau in Seret, entsprechend dem Wunsche des Fürsten, ein Bistum errichten, erhob die Stadt Seret zur bischöflichen Residenzstadt und befahl, daselbst eine Kathedrale zu bauen, die vom Fürsten erhalten werden sollte. Am 9. März 1371 erhielt die Moldau auch ihren ersten katholischen Bischof in der Person des polnischen Adligen Andreas, den Fürst Latzcu ausdrücklich verlangt hatte [1]. Und die 25 Franziskaner, die Mehlsack im Auftrage des Papstes als Missionare nach Galizien und Litauen aussenden sollte, erhielten auch die Moldau zugewiesen [2]. Im selben Jahre ernannte der Papst einen Bischof von Milcov, für dessen Rechte sich die Kurie einsetzte. Das Sereter Bistum mußte aber auch Gebiet des milcovischen umfassen; in Rom bemerkte man diesen Widerspruch nicht, ein Zeichen, wie wenig man die Lage im Osten überblickte. Von Lemberg, wo er die Weihe empfing, kam Andreas

[1] Hurmuzaki I, 2 S. 160—62 Nr. 124—25.
[2] ebenda S. 163 Nr. 126.

in seine Residenz; hier trat wahrscheinlich Latzcu mit einem Teil seiner Bojaren und seines Volkes zur katholischen Kirche über. Andreas brachte auch einige Kanoniker nach Seret mit, wo die Franziskaner ein kleines Kloster mit einer Kapelle besaßen. Eine Residenz und Kathedrale gab es aber nicht, und Latzcu, dem eigentlich die Sorge der Kirche und die Dotierung des Bistums oblag, dachte gar nicht daran, vielmehr schrieb er an den Papst, ob er wohl seine schismatische Gemahlin entlassen könne. Der Papst vermied eine direkte Stellungnahme zu dieser Frage und begnügte sich, ihn auf das eindringlichste zu ermahnen, sich von seiner Frau nicht verleiten zu lassen, sondern auch sie zu bekehren, erkannte aber doch die Kinder, die ihm diese schenken würde, als legitim an[1]. Ob Latzcu aus Neigung Katholik wurde oder aus politischer Berechnung? Wenn er in seinem Lande eine eigene Hierarchie, sei es nun römischen oder griechischen Bekenntnisses hatte, so hätte das viel zur Selbständigkeit des Fürstentums beitragen können. Aber Latzcu scheint selbst nicht sehr eifriger Katholik gewesen zu sein, seine Gemahlin und Tochter blieben orthodox. Stark unter dem Einfluß der Missionare stehend, die aus Polen kamen, wo Katholizismus und Nationalität ein und dasselbe bedeuteten, hätte Latzcu, wenn ihm eine längere Regierungszeit beschieden gewesen wäre, vielleicht sein ganzes Volk zum Übertritt zur katholischen Kirche bewegen können, und das rumänische Volk wäre religiös gespalten gewesen, da der Katholizismus in der Walachei weit davon entfernt war, der herrschende Glaube zu sein, und andererseits die Moldau bei den häufigen Interessengegensätzen zwischen diesen beiden stammverwandten Fürstentümern wohl nicht imstande gewesen wäre, auch im Nachbarland den Katholizismus zu verbreiten. Allerdings hätte sich die Moldau kulturell ganz anders, stärker entwickelt, wenn die katholische Kirche zur Landeskirche geworden wäre, und das Land dadurch einen engeren Anschluß an den Westen gewonnen hätte. Dabei ist aber auch nicht zu übersehen, daß die Gefahr seitens der Polen, die nur auf den günstigen Augenblick lauerten, um das Land ihrem Reiche einzuverleiben, ungleich größer gewesen wäre. Und die Einheit des Bekenntnisses,

---

[1] Rev. Cat. II S. 242 und Hurmuzaki I, 2 S. 197 Nr. 146.

das ein anderes war als das der beiden mächtigen Nachbarstaaten, hat in der Folgezeit sowohl in der Walachei als auch in der Moldau gerade zur Bewahrung der Nationalität und Selbständigkeit gegenüber den beiden großen, landlüsternen Nachbarn, Ungarn und Polen, in höchstem Grade beigetragen. Doch wie dem auch sei, Latzcu war kein tatkräftiger, glänzender Herrscher. Nach achtjähriger Regierung starb er 1373, seinem katholischen Glauben anscheinend treu bis ans Ende [1], wurde aber doch in der Gruft der orthodoxen Klosterkirche von Rădăuţĭ neben seinem Vater beigesetzt. Nach Latzcu gab es noch manche dem Katholizismus zugetane Fürsten, und eine nicht unbedeutende Rolle spielten die katholischen Gemahlinnen der Woiwoden. Gelang es aber jetzt nicht, das Sereter Bistum zu hoher Blüte zu bringen, so konnte die katholische Kirche schwerlich zur herrschenden werden; wenn jetzt nicht das ganze Volk zum römischen Glauben bekehrt wurde, so waren später die Hindernisse, die sich einer allgemeinen Katholisierung des Landes entgegenstellten, ungleich größer. Und das Bistum von Seret hat es nie zu einer Blüte gebracht; verwahrlost durch seine Hirten, eher unterstützt durch die Fürsten und die fürstlichen Frauen, ging es nach einem Bestande von fast acht Jahrzehnten einem unrühmlichen Ende entgegen. Es war vielleicht das Verhängnis der katholischen Kirche in der Moldau, daß die meisten Träger der Bischofsmütze adlige Polen waren, deren Luxus und selbstbewußtes, stolzes Auftreten im großen Gegensatz standen zur apostolischen Armut der Moldauer Kirche.

Schon der erste Bischof war ein Pole: der Franziskaner Andreas Wasilo aus dem Geschlechte Jastrzebiec, ein reicher Hofmann, Beichtvater Elisabeths, der Mutter des Ungarnkönigs Ludwigs I., Priester und glänzender Kanzelredner in Krakau. Als er nach Seret kam, fand er hier keine Kathedrale, keinen glänzenden Residenzpalast, nur ein bescheidenes Franziskanerkloster, das er jedoch nicht beanspruchen durfte, nicht zu zahlreiche Katholiken und sonst nichts als Armut. So mußte er sich vom Papste das Recht erbitten, seine Pfründen aus Polen auch weiter zu beziehen, auch wenn dieser

[1] Vgl. dagegen Melchisedec, Papismul. Bucurestĭ, 1883 S. 8.

Genuß mit der aktiven Seelsorge verbunden sein sollte [1], und er war froh, als er schon im nächsten Jahre mit der Verwaltung des Haliczer Bistums betraut wurde [2]. Nach Seret, wo inzwischen auch Dominikaner von der katholischen Fürstin Muschata (Margareta) große Unterstützung erlangt hatten, kam er nicht mehr; in Polen harrte seiner eine glänzendere Laufbahn. Den Titel „Bischof von Seret" führte er zwar weiter, bis er dann 1388 Bischof von Wilna wurde [3]. Auch seine Nachfolger waren Polen aus dem Dominikanerorden; der erste von ihnen, Johann von Polen, führt den pomphaften Titel: „Johannes divina providentia episcopus ceretensis necnon suffraganeus cracoviensis et vicarius super totam Jherusalem et in valle Jozaphat, penitenciarius domini pape et confessor domini regis et regine Polonie" [4]. Mit soviel Ehren ausgestattet, wird er sich nicht nach Seret gesehnt haben, wo ihn nur apostolische Bescheidenheit und Armut erwartete; einigemal scheint er zwar seine Diözese besucht zu haben, ständig hat er hier sicher nicht gelebt, und der Papst sah sich gezwungen, dessen Nachfolgern ausdrücklich ans Herz zu legen, sich in ihre Diözese zu begeben und anderswo keine geistlichen Funktionen zu üben. Doch Stephan Martini [5], den 1394 der sehr polenfreundliche Woiwode Stefan mit Freuden empfing, scheint sich nicht viel um den Erlaß des Papstes gekümmert zu haben. Bei der nächsten Ernennung wurde neben dem polnischen auch der ungarische Einfluß offenbar: 1413 werden

[1] Rev. Cat. II S. 243; Theiner, Mon. Pol. I S. 671.

[2] Rev. Cat. II S. 334.

[3] Über Andreas' Schicksale in Polen vgl. C. Auner, Episcopia de Seret, in Rev. Cat. II, bes. 234 ff. Die wertvollen Abhandlungen Wl. Abrahams über die lateinischen Bistümer der Moldau im 14. und 15. Jahrhundert sind mir wegen der Unkenntnis der polnischen Sprache leider unzugänglich. Vgl. aber N. Jorga in Conv. Lit., Jahrg. 1903 S. 391 und 1904 S. 415.

[4] Jorga, Studiĭ I—II S. XLVII. Die Urkunde stammt wahrscheinlich aus den neunziger Jahren des 14. Jahrhunderts, und Johannes de Polonia ist identisch mit Johannes Sartorius, dem Nachfolger des Andreas und unmittelbaren Vorgänger des Stephan Martini.

[5] Rev. Cat. II S. 366 Nr. 7. Stephan Martini und Stephan Rutheni müssen ein und dieselbe Person sein. Vgl. Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 108 ff., der die Irrtümer Schmidts berichtigt. Übrigens kann Rutheni auch nur eine schlechte Lesart von Martini sein.

auf das durch den Tod Stephans erledigte Bistum fast zu gleicher Zeit und von demselben Papst der Augustinereremit Nicolaus Venatoris und der Dominikaner Thomas Grueber providiert, der erstere Kandidat der ungarischen Krone, der letztere von dem König von Polen empfohlen! Als man an der Kurie den Irrtum erkannte, versuchte man ihn durch einen anderen Fehler zu beseitigen, und ernannte Nicolaus zum Bischof von Skrado in Dalmatien, welches Bistum gar nicht erledigt war! Nur der Tod, der Thomas inzwischen ereilte, machte der Verwicklung ein Ende, und Nicolaus konnte jetzt den Auftrag des Papstes von 1413, sofort sich in sein Bistum zu begeben, erfüllen[1]. Ob er es tat, wissen wir nicht, ebenso wie uns über seinen Nachfolger, den letzten Bischof von Seret, den Minoriten Johann nichts als die Tatsache seiner Ernennung am 29. Juli 1434 überliefert ist[2]. Der politische Einfluß, der von außen auf die Moldau ausgeübt wurde, erstreckte sich auch auf die katholische Kirche — ein Umstand, der nicht danach angetan war, dem Katholizismus im Interesse der Moldau zu dienen. Das Bistum von Seret war von der polnischen Metropolie von Lemberg abhängig[3]. Die Bischöfe, Kreaturen meist des polnischen Königs — wie sich überhaupt die polnische Einwirkung immer geltender machte infolge der unglückseligen Thronstreitigkeiten —, waren durch ihre hohen Ansprüche, durch ihre Scheu vor einem sorgenvollen, in Armut zu verbringenden Leben, durch ihren Widerwillen gegen ihre arme Diözese, die ihnen nicht einmal die Gelegenheit gab, eine glanzvolle Residenz zu halten, am wenigsten geeignet, der römischen Kirche in der Moldau eine große Zukunft zu bereiten. Schenkungen und Stiftungen, deren sich die katholische Kirche in der Moldau in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu erfreuen hatte, wurden von den Fürsten oder Fürstinnen des Landes nicht auf Betreiben der obersten Hirten, sondern aus eigenem Antriebe oder aus Rücksichten der Staatspolitik gemacht.

---

[1] Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 110—11. Rev. Cat. II S. 375 Nr. 14; 377 Nr. 15.

[2] Rev. Cat. II S. 540 Nr. 34. Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 111.

[3] Anfangs scheint es von Halicz abhängig gewesen zu sein, als dann das letztere Bistum nach Lemberg versetzt und zum Erzbistum erhoben wurde, war auch Seret dahin zuständig. Vgl. Hurmuzaki I, 2 S. 489 Nr. 402.

2. Das Verhältnis der römisch-katholischen Kirche zu Fürst und Volk. Der Hussitismus in der Moldau.

Durch diese Betrachtung mehr des äußeren Werdeganges der katholischen Kirche in den Donaufürstentümern sind wir bis zum fünfzehnten, beziehungsweise sechzehnten Jahrhundert gelangt. Sollten wir aber der inneren Entwicklung des Katholizismus dabei nicht zu wenig Rechnung getragen haben? War der Bestand der katholischen Kirche denn wirklich und hauptsächlich nur durch die Existenz von Bistümern bedingt? Sollten keine anderen Umstände eine bestimmende Rolle gespielt haben? Unsere Betrachtungsweise ergab sich notwendig aus der Bekehrungspolitik der Kurie. Die Päpste nützten jede ihnen günstig scheinende politische Gelegenheit aus. War man der politischen Unterstützung sicher, so hoffte man auch leichter Dauerndes zu schaffen; dabei mußte man aber selbst auch im Glanze der Autorität auftreten. So waren die Bistümer unentbehrlich. Waren sie arm, waren sie klein, war ihr Bereich nicht genau umgrenzt, was verschlug das? Sie mußten eben da sein, wollte man sich den Schismatikern gegenüber — und seit lange konnte nicht mehr die Rede sein von der Christianisierung der Heiden, sondern von einer „conversio“ der Bekenner des einen christlichen Bekenntnisses zum andern — größerer Wirksamkeit versichern. Dabei aber lief gleichsam als Unterströmung dieser eifrig betriebenen politisch-kirchlichen Aktion die Missionstätigkeit der Franziskaner und Dominikaner parallel, mit der päpstlichen Wirksamkeit eng verknüpft, sie oft bedingend, manchmal voraussetzend, nicht selten aber auch sich zum Konflikte mit den von der Kurie eingesetzten Bischöfen zuspitzend. Die Minoriten gingen nicht so sehr auf Gründung von neuen Bistümern aus; dies wurde dem Papst überlassen. Allerdings machten sie der Kurie manchmal Vorschläge in dieser Hinsicht, aber nicht weniger wahr ist, daß sie dann oft mit den von Rom eingesetzten Hirten unzufrieden waren. Ihre, der Missionare, Aufgabe war es, in erster Linie den Boden gleichsam zu bereiten für die Errichtung einer Hierarchie, und so fiel ihnen unter den bestehenden Verhältnissen in den Donaufürstentümern vor allen Dingen die soziale Arbeit zu. Die Missionare kannten nicht die Grenzen des Landes oder der Bistümer, sie missionierten ebenso eifrig in Bul-

garien wie in der Walachei oder in der Moldau. Sie bekehrten in erster Linie und kümmerten sich weniger um kirchliche Politik; sie suchten gleichsam das Fundament zu bauen, während die Päpste durch ihre Bischofspolitik oft von oben zu bauen anfingen. Bei den gänzlich anders gewordenen Verhältnissen ergab sich jedoch auch für die katholische Kirche eine schwerere Aufgabe. Während die Kumanen sich nicht viel um Religion und Kultur gekümmert hatten, waren zwischen Donau und Karpathen zwei selbständige Staatswesen entstanden, die bald auch ihre eigene kirchliche Organisation hatten, ganz im Gegensatz gegen die römische Kirche. Die eifrigen Bekehrungsversuche der ungarischen Könige, die als Beschützer und Förderer der römischen Kirche sich aufspielten, hatten sicher auch dazu beigetragen, daß sich die Fürsten der Walachei, auch abgesehen davon, daß das Volk dem christlichen Glauben in byzantinischer Form anhing, wohl hüteten, ihrer Kirche eine Organisation zu geben, die die politische Selbständigkeit des Staates bedroht hätte. Wenn man sich von den slawischen Bischöfen von Vidin frei machte, so mußte man sich mit Konstantinopel in Verbindung zu setzen, und schon 1359 hatte der Woiwode der Walachei Alexander seinen eigenen Metropoliten, der gleichfalls in seiner Residenzstadt Argesch seinen Sitz nahm, von Konstantinopel erhalten. Und ein halbes Jahrhundert später, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte auch in der Moldau Alexander der Gute, sonst ein Katholikenfreund, seine eigene Landeskirche mit einem Metropoliten an der Spitze, der ebenfalls in Konstantinopel hierarchische Anerkennung fand. Hiermit war die Hierarchie der griechisch-rumänischen Kirche in beiden Fürstentümern gebildet — von einem politischen Einfluß Konstantinopels konnte keine Rede sein, und auch die beiden Landeskirchen waren selbständig. Nach dem mißlungenen Versuch Latzcus, in der Moldau eine von Rom abhängige Landeshierarchie zu begründen, konnte es sich für die katholische Kirche von nun an ungleich mehr als früher nur darum handeln, sich zu schützen, das Erworbene zu bewahren. Versuche, sich mit Hilfe der Herrscher zur Landeskirche zu erheben, wurden noch gemacht, aber immer hieß es jetzt nicht nur, eine Hierarchie zu gründen oder zu befestigen, sondern vor allen Dingen auch die bestehende, Rom feindliche Landeshierarchie aus ihrer mächtigen Stellung zu

verdrängen. War die römische Kirche imstande, dies zu vollbringen, selbst mit der Unterstützung katholisch gesinnter Fürsten? Zunächst arbeiteten die Missionare ganz eifrig an ihrem Werke weiter; die Kurie unterstützte sie, gab ihnen große Privilegien, dachte auch an die Errichtung von neuen Bistümern — noch im fünfzehnten Jahrhundert haben wir ein neues Bistum der Moldau —, und nach einem Verfall der katholischen Mission in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts haben wir in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts einen groß angelegten, hauptsächlich von Jesuiten ausgeführten Versuch, noch einmal die ganze Moldau für die römische Kirche zu gewinnen, zu verzeichnen.

Doch gaben seit dem vierzehnten Jahrhundert die neuen Faktoren der katholischen Propaganda die Richtung. In einem Lande mit nationaler, nicht römischer Hierarchie, mußte man eine ganz andere Missionstätigkeit entfalten. Man war jetzt gezwungen, vielmehr an die Erhaltung der alten Anhänger der römischen Kirche, der Kolonisten, zu denken; und einen Vorstoß gegen die immer mehr erstarkende Nationalkirche konnte man nur unter besonders günstigen Umständen wagen. Dazu kamen Streitigkeiten unter den Missionaren, und nicht in letzter Linie zwischen diesen und den neuen Bischöfen von Baia. Desgleichen war ein neuer Feind den Katholiken in dem Hussitismus, der seine Wellen bis nach der Moldau schlug, erwachsen. All dies war von nachhaltiger Wirkung für die Folgezeit. War den Johannitern unter Einwirkung Bélas IV. um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das ungarische Severiner Banat und die Gebiete, die den größten Teil der späteren Walachei ausmachten, also ein fest umgrenztes Gebiet unter Zusicherung von außerordentlichen Privilegien[1] als Missionsgebiet zugeteilt worden, so war das eine eminent politische Maßregel. Und gerade das völlige Scheitern dieser Mission bezeugt, wie gewagt es sein konnte, sich nur an politische Verhältnisse zu klammern. Ungleich mehr Bedeutung mußte also der Wirksamkeit der Franziskaner und der Mönche des Predigerordens zufallen. Diese beiden Orden erhielten noch um mehr als ein Jahrzehnt früher als die Johanniter den

---

[1] Zimmermann-Werner I S. 73—76 Nr. 82, vgl. auch Jorga, Studiĭ I—II S. XVIII.

Auftrag, den Orient zu bereisen, wie wir gesehen. Auch ihre Privilegien sind groß; aber ihr Wirkungskreis ist ein erweiterter. Viele Päpste erneuerten ihre Urkunden und bestätigten ihre Privilegien. Kirchen zu gründen gestattete man selbst dem Ungarnkönig Ludwig I.[1]; um so mehr war das die Aufgabe der Missionare selbst, die doch in erster Linie „per praedicationem et exemplum vitae laudabilis, cum auxilio divinae gratiae“ der römischen Kirche Anhänger erwerben sollten. Öfter wurde den Minoriten gestattet oder befohlen, Kirchen, Kapellen, Friedhöfe, Oratorien, kurz Gotteshäuser, oder doch solche Bauten, die ein Gotteshaus unter Umständen ersetzen konnten, zu errichten[2]. Und das war sehr notwendig; denn die Häretiker und Schismatiker erhoben munter ihr Haupt; wie oft mußten sich die Päpste beklagen, daß diese „Pest“ überhand nimmt und katholische, der Kurie zugeneigte Länder, wie Ungarn, ernstlich bedroht! Hier mußten nun die Missionare einsetzen: per praedicationem et per exemplum vitae! Das ist der große Unterschied zwischen ihrer Wirksamkeit und der Wirksamkeit der Bischöfe, die diese entfalteten oder vielmehr hätten entfalten müssen. Dies charakterisiert die Tätigkeit der Missionare und ist zugleich der Grund dafür, daß der Katholizismus nicht ganz verfiel. Selbst wenn die Bischöfe nicht so oft residenzflüchtig gewesen wären, wäre ihnen schon infolge ihres Amtes nicht die unmittelbare Wirkung auf die Massen möglich gewesen, wie dies bei Dominikanern und Franziskanern der Fall war. Predigten diese nun und begeisterten die Menge, so konnten sie auch daran gehen, kleine Gemeinden zu gründen, ein bescheidenes Kirchlein zu errichten, sofern die Mittel dazu reichten; und solange sie die Unterstützung der Ungarnkönige genossen, reichten sie fast immer. Ihre großen Privilegien ermöglichten es ihnen, fast alle geistlichen Funktionen zu verrichten, selbst exkommunizieren durften sie mit Vorbehalt einer bischöflichen Bestätigung, wie sie nicht minder die Beichte anhören konnten, also eminent priesterliche Handlungen. Ja, den Dominikanern wurde einmal gestattet, selbst „Rektoren“ und Kleriker abzusetzen, die von

---

[1] Hurmuzaki I, 2 S. 16 Nr. 13.

[2] ebenda I, 2 S. 194 Nr. 142; S. 208 Nr. 153; S. 268—69 Nr. 207; S. 469 Nr. 386; S. 608 Nr. 565.

„griechischen" Bischöfen nach griechischem Ritus, sei es noch in zu frühem Alter, sei es durch Simonie ordiniert worden waren [1]. Denn der Mangel an Bischöfen hatte bewirkt, daß manche, die die Priesterweihe empfangen wollten, sich an griechische Bischöfe wandten; das Volk wollte eben Priester haben und holte sich sie, wo sie zu finden waren. So fern von Rom beobachtete man nicht so genau die Vorschriften der Kirche. Wollte man immer auf eine Antwort von Rom warten, so konnten die Früchte der Predigt wieder verloren gehen. Daher die großen Privilegien der Missionare, daher die große Hast, mit der diese an die Gründung neuer Gemeinden gingen. Daß aber die Neubekehrten „scharenweise zum Taufbecken eilten", geschah wohl selten. Und ungleich öfter muß auch das Leben dieser Missionare, deren Eifer Bewunderung verdient, recht karg gewesen sein. Gar oft mußten sie sich mit dem Allernotwendigsten begnügen; ja, man mußte es erlauben, daß die Bücher der verstorbenen Brüder von ihren Nachfolgern benützt, und nicht wie sonst an den Konvent zurückgesandt wurden [2]. Dann waren die Missionare meist nur in geringer Anzahl. Was konnten denn einige Leute tun gegen Gläubige, die ihre eigene christliche Kirche hatten? Sie konnten wohl hier und da größere Erfolge haben, aber diese waren nicht dauernd. Von zwei Seiten kamen die Missionare: Johanniter und Dominikaner aus Ungarn, die Mitglieder des Ordens des heil. Franziskus für die Walachei aus Ungarn und Bosnien, für die Moldau aus Polen; bis ins Fürstenhaus gelangten sie auch in der Walachei. Unterstützung fanden sie auch hier. Die Fürsten ließen ihren katholischen Untertanen Schutz und Unterstützung angedeihen. Aber das hieß nicht, daß sie jetzt die Absicht hegten, ein anderes Bekenntnis samt ihrem Volke anzunehmen. Der Hilfsbischof von Argesch aus der Zeit Vladislavs war ja nur für die Katholiken des Landes bestimmt, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt [3]. Man förderte die Fremden und Kolonisten, weil man von ihnen Nutzen hatte, und man sah nicht ein, warum man ihnen nicht ihre eigene Kirche lassen sollte. So war also die katholische Kirche in der Walachei eine gern ge-

[1] Hurmuzaki I, 1 S. 563—65 Nr. 448.
[2] Hurmuzaki I, 2 S. 215 Nr. 162.
[3] Zimmermann-Werner-Müller II S. 334.

duldete, noch mehr, sehr oft erfreute sie sich nachdrücklicher Unterstützung; sie war aber und blieb die Kirche der andern, der fremden Eingewanderten. Ihre Rolle mußte sich auf diese beschränken; was sie an Klöstern oder Kirchen hatte, oder ihre Priester — wir lesen im fünfzehnten Jahrhundert von einem Priester Michael in Târgovischte [1] — all dies war für diese Katholiken bestimmt, die in dem walachischen Fürstentum nie in großer Anzahl vorhanden waren. Ihr Schicksal war auch das Schicksal der katholischen Mission. Trotz Privilegien, trotz Unterstützung vom Fürstenhofe ging sie hier ihrem Verfall entgegen; zu einer eigentlichen Blüte konnte sie es selbst in den Zeiten größter Kraftentfaltung der Mission, als das Fürstentum noch in der Wiege war und mächtige auswärtige Unterstützung der katholischen Sache eine gute Zukunft zu sichern schien, nicht bringen. Wie die Bistumspolitik erfolglos geblieben war, so versagte auch die Mission: sie konnte in der Masse des Volkes keine Wurzeln fassen, damit war ihr Schicksal besiegelt.

Viel günstiger gestaltete sich die Lage der katholischen Kirche in der Moldau. Zunächst gab es hier viel zahlreichere Katholiken: Deutsche und Polen, die aus dem Königreich Polen herübergezogen waren, Sachsen aus Siebenbürgen. Die Szekler, die zum Teil noch vor der Gründung des Fürstentums da waren, zum Teil wohl mit dem ersten Fürsten eingewandert sind, bildeten den größeren Teil der katholischen Bevölkerung, und die ungarischen Kolonisten erhielten im Laufe der Zeit Zuwachs nicht nur durch neue Einwanderung von Szeklern, über die man in Siebenbürgen noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts klagte, sondern auch durch flüchtende ungarische Hussiten. Größer war auch der polnische Einfluß als drüben der ungarische. Und solange Kasimir der Große, der Minoritenbeschützer, lebte, hatten sich auch diese Mönche in der Moldau großen Einfluß am Hofe zu verschaffen gewußt. Bald kamen auch Dominikaner, die sich nicht minder des Schutzes einer moldauischen katholischen Fürstin rühmen konnten. Die Familienverbindungen des moldauischen Fürstenhauses mit dem polnischen Königshause sicherten dem Katholizismus am Hofe und im Lande eine größere Zukunft; offen begünstigt und unterstützt vom Hofe,

[1] Hurmuzaki I, 2 S. 663 Nr. 562.

genossen die Missionare ganz anderes Ansehen auch beim niederen Volke; und schon in den siebziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts berichtet der Franziskaner Antonio von Spoleto, daß auch ein Teil der Walachen zur katholischen Kirche übergetreten sei, und verlangt für sie einen Bischof, der ihre Sprache verstünde, um so mehr, als alle Katholiken des Landes mit den ungarischen Priestern unzufrieden seien. Schon dachte der Papst daran, den Walachen einen eigenen Bischof zu geben, und zwar, wie ja zu erwarten war, in der Person des Anton von Spoleto, der ihre Sprache verstand [1]. Daß er sich aber an die ungarischen Prälaten und den König von Ungarn deshalb wandte, war der Sache jedenfalls nicht förderlich; die Absicht des Papstes gelangte nicht zur Ausführung. Und dann bestand ja zu der Zeit — 1374 — schon das Sereter Bistum. Gerade hier in Seret wirkten beide Orden; hatten die Franziskaner schon von früher her ein Kloster, so erhielten eines auch die Dominikaner nebst einer Pfarrkirche etwa 1377 von jener moldauischen Fürstin Margareta, von der so oft spätere Missionare zu berichten wissen, als der hohen Gönnerin des Katholizismus, der „Moldavicarum ecclesiarum fundatrix", wobei sie nicht selten mit der Gemahlin gleichen Namens des Alexander des Guten, die auch katholisch und auch eine große Gönnerin des Katholizismus war, verwechselt wird. Diese Margareta, rumänisch Musata, d. h. die Schöne genannt, wahrscheinlich siebenbürgischen Ursprungs, und vielleicht mit dem König von Ungarn verwandt, war die katholische Gemahlin des Woiwoden Stefan, der selbst nur kurze Zeit regiert hatte, um den Thron seinen Söhnen Stefan und Peter Muschat zu überlassen [2]. Trotzdem diese orthodox waren und blieben, hatte die Mutter doch so großes

---

[1] Hurmuzaki I, 2 S. 216 Nr. 164; S. 217 Nr. 165; S. 220—21 Nr. 169. Hier mag die zumindest kuriose und durch nichts zu rechtfertigende Ansicht J. Bărbulescus (Studiĭ privitoare la limba si istoria Românilor, Buc. 1902 S. 132) angeführt werden, daß die römische Kirche im 14. Jahrhundert (!) die Latinität der Rumänen betonte, um sie vom slawischen Einfluß zu befreien.

[2] Vgl. dazu: Jorga, Gesch. des rum. Volkes I S. 285, ders. Istoria lui Stefan c. M. S. 19—20. Auner in Rev. Cat. II S. 238. Jüngst hat Jorga die Ansicht ausgesprochen, Margareta könnte die jüngere Schwester Anastasias, also Tochter des Latzcu sein und an einen, vielleicht fremden Bojaren vermählt gewesen sein. Anal. Acad. Rom. Sect. ist. XXXV S. 405—06.

Ansehen, daß sie ihretwegen sowie wegen ihrer eigenen Verbindungen mit Polen eifrige Förderer des Katholizismus in ihrem Lande waren. Margaretas Sohn Peter erteilte 1384 den Dominikanern in Seret für ihr Kloster und die Kirche, die mit der Widmung an Johannes den Täufer Margareta gegründet und sich zur letzten Ruhestätte auserkoren hatte, das bedeutende Privileg des „Pensatoriums", der Einkünfte der Handelswaren in der Stadt [1]. Aber nicht nur an dieser Margareta und ihrem Sohne Peter fand der Katholizismus eine Stütze, sondern nicht minder an Alexander dem Guten, der selbst zweimal mit Katholikinnen verheiratet war: das erstemal, bevor er zur Fürstenwürde gelangte, mit einer polnischen Katholikin Margareta, deren sterbliche Überreste in der etwa 1410 gegründeten schönen Kirche zu Baia beigesetzt wurden [2]. Alexanders dritte Gemahlin, Ryngalla, war die Schwester des litauischen Großfürsten Witold und Verwandte des Polenkönigs Jagiello, der er später nach der Scheidung — sie war mit ihrem Manne auch verwandt — zwei Güter, von denen eines eben die Stadt Seret war, und jährlich 600 ungarische Dukaten zeit ihres Lebens verlieh [3]. Diese Beziehungen zum polnischen Königshause und seine katholischen Gemahlinnen bewirkten auch bei Alexander eine große Neigung zum Katholizismus, den der Schismatiker, den zu bekehren seine Frau Ryngalla vergebens versucht hatte, mächtig förderte. Während seiner Regierung wurde nicht nur die

[1] Jorga, Studii I—II S. XLIX.

[2] Als Alexander zur Herrschaft gelangte, war er mit Anna verheiratet. Die von Bandini (Codex Bandinus S. 70) berichtete Inschrift in der großen Kirche zu Baia scheint tendenziös zu sein und ist dahin zu erklären, daß Margaretas Überreste zu einer Zeit, als sie nicht mehr Alexanders Gemahlin war, dort beigesetzt wurden. Vgl. auch G. Popovici, Anul de la Martie in Conv. Lit. XXXIX (1905) S. 210 Anm. — Der Vizepräfekt Koiosewicz erwähnt in seinem Visitationsbericht vom Jahre 1661 die Gründung einer zweiten Kirche in Bacău „a quadam Principissa Margarita filia Principis Transylvaniae, uxore Alexandri Principis Moldaviae", und dann fügt er hinzu: „Istam Principissam multas ecclesias hac in Provincia fundasse ferunt antiqui." W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 69. Es ist die Tradition, die nicht unterscheidet zwischen der Margareta — Muschata und der andern Margareta, der ersten Gemahlin Alexanders des Guten.

[3] Über die Scheidung: Supplik des Bischofs von Baia 1420 bei Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 121; über die Schenkung (1421) Hurmuzaki I, 2 S. 514 Nr. 424 und S. 833 Nr. 569 (slaw. Text).

prächtige Kirche zu Baia erbaut, die Bandini für die schönste unter den katholischen Gotteshäusern der Moldau hielt [1], sondern auch ein neues Bistum wurde errichtet, das zu Baia, jener episcopatus Moldaviensis, der so viele falsche Erklärungen gefunden hat, und der wegen seiner Benennung sowie aus Mangel an Urkunden und noch mehr aus Mangel an tatkräftigen Bischöfen, lange Zeit nicht lokalisiert werden konnte: bald hielt man ihn für das Bistum von Seret, bald für das spätere von Bacău oder überhaupt für das „Bistum der Moldau" mit verschiedenen Residenzen. Dominikaner und Franziskaner standen an der Wiege dieses moldauischen Bistums; der Polenkönig war sein Beschützer wie der Fürst der Moldau, ja noch mehr, denn von jenem ging die Gründung aus. Der Sitz war nicht in Moldavitza, auch nicht in Suceava, sondern in der sächsischen Kolonistenstadt Baia. „Civitas Moldaviensis" ist Baia. Lange Zeit hieß diese Stadt „Molda", „Stadt Molde" und latinisiert „Civitas Moldaviensis". In dem Munde der ungarischen Kolonisten der Moldau hieß sie „Moldovabánya", das heißt Moldauer Bergwerk. Das Siegel von 1421 trägt die Inschrift: „Sigillum civitatis Moldaviensis" [2]. Daß Baia in den Urkunden „civitas Moldaviensis" genannt wird, deutet darauf hin, daß dort eben eine bischöfliche Residenz war, gemäß dem Vorgehen der Päpste, die bei jeder Bischofsgründung den locus zur civitas und die ecclesia zur ecclesia cathedralis erhoben. In diesem Sinne heißt also Baia die moldauische Bischofsstadt [3].

Noch im sechzehnten Jahrhundert unterschrieben die Bürger von Baia ein Schreiben nach Bistritz: „Geben uff der Molda am Denstag noch Matthie Apostoli 1527 (26. Febr.) Greben undt Porger von der Molda, eure gute Freundt undt Nochper" [4]. Und 1570 findet sich der Name „Molda" neben dem der „Mark (= Markt, Stadt)

---

[1] Codex Bandinus S. 69.

[2] Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Gotha 1907, II S. 400; bei Jorga, Ist. Rom. S. 128 Abbildung mit der Inschrift: Sigillum capitalis civitatis Moldavie terre Moldaviensis. Vgl. auch Jorga, Studiĭ VII S. 104 Nr. 8 und V S. 69 Nr. 1.

[3] Vgl. auch Eubel, Röm. Quartalschr. II S. 118—19 und den Text der Urkunde bei Eubel, Röm. Quartalschr. XVII S. 190.

[4] Hurmuzaki XV, 1 S. 293 Nr. 535.

Bayna" [1]. Daß in der Urkunde des Papstes Johanns XXIII. vom 7. Aug. 1413, wo die Gründung des Bistums in Aussicht gestellt wird, die civitas Moldaviensis auch als Sitz des griechischen Metropoliten bezeichnet wird, ist eben nur ein Irrtum; der Papst selbst sagt, er habe über die Verhältnisse keine „certa notitia". Sitz der Fürsten aber war Baia einst, und zwar der älteste, und deshalb braucht man nicht die Zuflucht zu Suceava zu nehmen [2]. Das Bistum trat allerdings erst 1420 ins Leben, und schon der erste Bischof Joannes, ein Dominikaner, bittet den Papst in einer langen Supplik vom 1. Juli 1420 um Almosen und Unterstützung [3]. Die nova plantatio bedürfe noch gar sehr der Hülfe mitten unter den Schismatikern, nicht minder sei Hilfe nötig für die anderen errichteten

[1] ebenda XV, 1 S. 643 Nr. 1192 und 644 Nr. 1195. In einer Urkunde Alexanders IV. Läpuschneanu heißt es von Baia „in vnsern markh Bayna so auff deytsch Molden markh genendt wyerd". Rum. Akademiearchiv bei J. Nistor, Handel und Wandel in der Moldau, Czernowitz 1902 S. 77—78. Übrigens berichtet schon Bonfin in seiner Chronik, daß im Jahre 1467 in der Moldau zu „Bania" ein Bistum gewesen sei. Ausg. 1568 S. 571, ad. A. 1467 (bei Kurz, Magazin II, 1 S. 15 Note 13).

[2] Die Urkunde bei Eubel, Röm. Quartalschr. XVII S. 189 ff., siehe auch Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 118 und XVII S. 188. Daß in der vorerwähnten Urkunde die Kirche als der hl. Dreifaltigkeit gewidmet bezeichnet wird, in der Supplik des ersten Bischofs von Baia vom Jahre 1420 aber als den Aposteln Petrus und Paulus und der hl. Katarina gewidmet, bereitet allerdings Schwierigkeiten, wird wohl aber so zu erklären sein, daß es eine große Kirche der hl. Jungfrau gab mit fünf Altären, von denen jeder eine andere Widmung trug — wie Bandini 1646 berichtet: „Quintum in honorem S. Trinitatis in Capella ad Meridiem templo contigua" — wenn alle diese Altäre schon damals bestanden. Siehe Cod. Bandinus S. 69. Über Baia als Fürstensitz siehe Jorga, Studiĭ VI S. 628 Nr. 12.

[3] Dieser Johann ist höchstwahrscheinlich nicht identisch mit dem Dominikaner Johannes de Ryza (Rosa), den der Papst 1413 auf Wunsch des Königs von Polen zum Bischof von Baia ausersehen hatte; vielmehr glaube ich, daß Johannes Rosa oder Ryza der dritte Bischof von Baia, also nach Czipser, ist, denn 1455 erteilt ein Bischof von Baia Johann Ablaß. Er muß also etwa von 1452 bis 1457 Bischof gewesen sein. Czipser berichtet selbst (Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 125—26), Baia habe bisher nur zwei Bischöfe gehabt. 1457 wird der Franziskaner Johannes von Kamenitz zum Bischof ernannt „per obitum bonnae memoriae Joannis", siehe Rev. Cat. II S. 549 Nr. 43. Siehe auch Eubel, Röm. Quartalschr. XVII S. 189—91. Röm. Quartalschr. XII S. 111—12; Hurmuzaki II, 2 S. 53 und 43; Jorga, Studiĭ I—II S. XXXVII.

und noch zu errichtenden Kirchen. Auch schimmert schon die Unzufriedenheit mit den Missionaren durch: der Bischof verlangt die Konstitution Urbans V. gegen die Religiosen [1], die allerdings für normale Diözesanverhältnisse bestimmt war. Trotz der Gewogenheit des Fürsten Alexander, der das Bistum bestätigte, und der selbst seinen Sohn Iliasch mit der Schwester der neuen Gemahlin des Königs von Polen vermählt hatte, war die Lage des Bistums nichts weniger denn glänzend. Bischof Petrus Czipser aus Ungarn klagt wie auch sein Vorgänger 1438 über die geringen Einkünfte, die 70 Gulden nicht übersteigen. Und 25 Gulden sollte er als Kanzleitaxe entrichten! [2] Und dann lebten diese Bischöfe in ständigem Kampf mit den Missionaren. Diese hatten ihren Anteil an der Gründung nicht vergessen, und eingedenk ihrer Privilegien von den Päpsten Urban V., Gregor XI. und Bonifaz IX., verrichteten sie geistliche Amtshandlungen, die ihnen die Bischöfe nicht zugestehen wollten. Sie tauften, hörten die Beichte, absolvierten auch in den schwersten, dem heiligen Stuhl vorbehaltenen Fällen, vollzogen Ehe und Ehescheidungen. Um die Bischöfe kümmerten sie sich nicht viel; es ist eine Erscheinung, über die sich in der Folgezeit die Bischöfe beständig beklagen mußten: die Tendenz der Missionare, sich von jeder bischöflichen Autorität freizumachen, sei es auch durch Kampf. Der Streit um die beiderseitige Kompetenz war so heftig gleich im Anfang, daß sich beide Parteien an den Papst wandten. Die Minoriten klagten schon den ersten Bischof an, ganz entrüstet nennen sie ihn „sathanizans"; er schelte Minoriten und Dominikaner Häretiker, die von ihnen Getauften taufe er um; ja, er scheue nicht davor zurück, sie, die ja doch die eigentlichen Gründer des Bistums seien, zu exkommunizieren und zu verfluchen. Und traurig seien die Folgen dieser Handlungsweise: die für die heilige römische Kirche kaum Gewonnenen fielen ab oder ergäben sich den Häresien [2]. So klagten sie 1421. Nicht minder hart klingen die Anklagen der Bischöfe. Noch 1452 erhebt der genannte Petrus Czipser die schwersten Beschuldigungen gegen die Missionare: nicht nur, daß sie ihnen nicht zustehende Handlungen verrichten, Beichte, Kon-

[1] Die Supplik bei Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 121—22.
[2] Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 125; Rev. Cat. II S. 542 Nr. 37.
[3] Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 122—23.

sekrierung und dergleichen, nicht nur, daß sie Ehen schieden noch bei Lebzeiten beider Ehegatten; sie führten selbst ein verwerfliches Leben in Tabernen mit Frauen zweifelhaften Rufs, und die Folgen ihres höchst unmoralischen Lebenswandels seien in hohem Maße erschreckend. Was sollte aus der Kirche werden mit solchen Dienern, aus dieser armen Kirche, aus deren Einkünften kaum der Bischof mit einem Priester das zum täglichen Leben Notwendige erhalten könne![1] Dieser innere Kampf tobte weiter auch unter Czipsers Nachfolgern, deren keiner für seine Diözese eine größere Bedeutung erlangt hat.

Zu diesen inneren Streitigkeiten gesellte sich noch ein neuer Feind, der den Bestand der Kirche bedrohte, der Hussitismus. Er kam aus Ungarn, wo er sehr verbreitet war, hauptsächlich im Nordwesten und Süden. Die Päpste betrauten die Vikare der Provinz Bosnien, zuerst Jacob de Marchia, mit der Vernichtung dieser Häresie, denn eine Vernichtung war geplant; mit allen möglichen Vollmachten ausgestattet, sollte Jacobus diese gottverdammten Neuerer mit Feuer und Schwert vertilgen. Eine Zeit des Schreckens brach über Ungarn herein, und zahlreiche Anhänger der neuen Lehre flüchteten in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in die Moldau, wo sie gute Aufnahme fanden. Noch Alexander der Gute sah sich in den letzten Regierungsjahren veranlaßt, einen hussitischen Prediger zu berufen[2]. Der Papst betraute zwar die Minoriten mit der Vertilgung der neuen Lehre auch in der Moldau, wo so viele vom römischen Glauben abgefallen seien, sowohl durch den Einfluß der Schismatiker, als auch durch diese neue Pest des Hussitismus[3], aber die neue Lehre, die die Flüchtlinge aus Ungarn mitbrachten, verbreitete sich schnell unter den Sachsen und Ungarn. Später brachte man sogar die Gründung der Stadt Huschĭ mit Hus in Verbindung. Und lange Zeit erhielten sich die Hussiten in der Moldau. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts übersetzten die zwei ungarischen Priester Thomas Pécsi und Valentin Ujlaki Teile der Bibel, darunter die Evangelien, hier in Trotusch ins Magyarische, die überhaupt die ersten bekannten

[1] Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 125—26.
[2] Jorga, Chilia si Cetatea Albă (Buc. 1904) S. 90.
[3] Hurmuzaki I, 2 S. 700 Nr. 587.

Bibelübersetzungen in magyarischer Sprache sind [1]. Diese Übersetzung kam den ungarischen Bewohnern der Moldau zuerst zu gute; und wie sollte ihnen die frohe Botschaft, daß man von nun an Gottesdienst und Heilige Schrift in der Muttersprache haben sollte, nicht willkommen sein, war doch der ewige Streit zwischen Missionaren und Bischöfen gewiß nicht erbauend für sie! Und dann predigten ja auch Priester die hussitische Lehre! Schon Czipser muß sich über einen Weltpriester Constantinus Romanus [2], der sich selbst Kanoniker des heiligen Johann vom Lateran nennt, beklagen, daß er den Hussitismus predige, und andere Priester auch, und täglich wachse ihr Anhang. Nicht behindert von den moldauischen Herrschern, konnte sich der Hussitismus leicht verbreiten, ungarische Hussiten, die unter Alexander dem Guten und später unter Stefan dem Großen auswanderten, gründeten ein blühendes Städtchen Cirbuciuk (Ciubărciŭ) in der Nähe von Akkerman. Erst spät kehrten die Hussiten zur alten Kirche zurück, und auch da nicht alle. Und wenn berichtet wird, daß der Priester M. Thabuk 1571 zweitausend Hussiten bekehrt hätte [3], so ist das, trotz der Übertreibung, ein beredtes Zeugnis für die große Verbreitung des Hussitismus. Die Kirche selbst war in sich zerfallen durch die vielen Streitigkeiten, trotz der Gunst und des Wohlwollens der Fürsten verarmt; von inneren und äußeren Feinden bedrängt, ging sie dem Verfall entgegen. Die Bischöfe von Baia konnten nicht zur Besserung der Lage beitragen. In der folgenden Zeit der Wirren und Türkenkämpfe hatten sie selbst nicht immer die Möglichkeit, in Baia zu residieren, besonders seit 1467, als Baia abbrannte. Wohl entzogen ihnen die Fürsten ihre Gunst nicht. Für Petrus de Insula, der auch Gesandter Stefans des Großen im Okzident war, verwendete sich dieser beim Papst; er wurde auch 1476 Bischof, wir sehen ihn aber in Cetatea Albă (Akkerman) residieren [4]; andere fanden sich manch-

---

[1] Friedr. Keinz, Zwei alte ungarische Texte aus einer Hs. der k. bayr. Hof- und Staatsbibliothek, München 1879 S. 7. Vgl. auch J. Kont, Gesch. d. ungar. Literatur, Leipzig 1906, S. 11.

[2] Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 126.

[3] Hurmuzaki II, 5 S. 698 Nr. 367.

[4] Hurmuzaki II, 1 S. 13—14 Nr. 16 und 17. Jorga, Studiĭ I—II S. XXXVII—XXXVIII.

mal in Siebenbürgen, und auch Petrus wird Suffragan von Weißenburg genannt, trotzdem das Bistum eigentlich dem Erzbistum von Lemberg unterstand [1]. Noch einige Hirten tragen den Titel von Baia, bei manchen ist auch der Bischofstitel problematisch; endlich nimmt auch dieses Bistum mit der 1510 erfolgten Ernennung des letzten Titulars, Michael Marinovschi [2], ein Ende.

Der Katholizismus geriet durch die Ungunst der Umstände in Verfall; es ist bezeichnend, daß trotz der Unterstützung von oben die katholische Kirche es doch nicht zu einem mächtigen Aufschwung bringen konnte. Wie ganz anders entwickelte sich die einheimische orthodoxe Kirche! Gestützt von dem ganzen gläubigen Volke, geschirmt von den Herrschern, ging sie einer sicheren Zukunft entgegen; zwar ihr kultureller Zustand ließ noch vieles zu wünschen übrig, das hing aber auch mit den politischen Verhältnissen zusammen. Unter slawischem Einfluß stehend, konnte sie sich erst in späteren Jahrhunderten zur nationalen Kirche, auch was die Sprache des Gottesdienstes und der Kirchenbücher betrifft, emporringen. So konnte auch keine nationale theologische Wissenschaft, wenn auch eine noch so bescheidene, entstehen, und in dieser Hinsicht besser bestellt, hätte die römische Kirche auch einen großen kulturellen Einfluß ausüben können, wenn sie selbst in den Fürstentümern stark genug gewesen wäre, wenn sie hätte einheimisch werden können. Das Volk stand ihr nicht feindlich gegenüber. Die Kolonisten erfreuten sich auch beim Volke, insbesondere die Sachsen als gute Handwerker und Kaufleute, des besten Rufes. Aber die katholische Kirche mußte sich mit der bescheidenen Rolle der Mutter der wenigen sich zum römischen Glauben Bekennenden zufrieden geben. Der orthodoxe Glaube war mit der Eigenart des rumänischen Volkes so verwachsen, daß man auch in Zeiten großen nationalen Unglücks nicht, und gerade dann am allerwenigsten, daran dachte, ein anderes Bekenntnis anzunehmen. So stand das Volk, wenn nicht feindlich, doch gleichgültig den Katholiken gegenüber.

---

[1] Pray, Specimen Hierarch. Hung. I S. 434—35 und 434 Anm. a. Schmidt, Rom. cath, per Mold. episcop., 45. Über die einzelnen Bischöfe, ihre Ernennung usw. siehe Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 112.

[2] Eubel, Hierarchia medii aevi II S. 214.

3. Katholisierungsbestrebungen im Anschluß an den moldauischen Fürstenhof.

Sollte noch einmal der Versuch gemacht werden, in der Moldau, denn in der Walachei war die Anhängerschaft der katholischen Kirche so gering, daß eine Propaganda nicht viel erreichen konnte, sollte man also noch einmal versuchen, den katholischen Glauben beim ganzen Volke zu verbreiten, so mußte man von oben anfangen; und gerade in dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war die Katholikenfreundlichkeit bei den Herrschern, man kann geradezu sagen, zur Tradition geworden. Selbst auf den Unionskonzilen von Konstanz und Florenz finden sich moldauische Abgeordnete. Aber der Erzpriester Konstantin und der Bojar Neagoe vom Florenzer Konzil wurden höchstwahrscheinlich in Konstantinopel, wo sie in Angelegenheiten der Ernennung des neuen Metropoliten für die Moldau, Damian, weilten, vom Kaiser und Patriarchen mitgenommen, ohne daß sie einen fürstlichen Auftrag gehabt hätten, die Moldau zu vertreten [1]. Folgen für die moldauische Kirche hatte die Reise jener beiden nach Florenz nicht; und sie kam auch dem Katholizismus in der Moldau nicht zugute. Die Freundschaft der Fürsten zum Katholizismus stand aber in bezeichnendem Gegensatz zur passiven Haltung ihres Volkes. Und dann entsprang sie nicht einer Neigung des Herzens oder einer tiefen religiösen Überzeugung, sondern hing entweder mit persönlichen Motiven zusammen, wie bei Bogdan, oder war das Resultat politischer Überlegung. Bogdan, Stefans des Großen Sohn, der die Elisabeth, die Schwester des Polenkönigs Alexander, als Gemahlin heimführen wollte, schloß mit dem König ein regelrechtes Bündnis 1505, versprach, die eroberten polnischen Städte zurückzugeben, und im nächsten Jahre erbot er sich zu hoher Mitgift für seine künftige Gemahlin, versprach ihr auch einen katholischen Bischof — es handelte sich wohl mehr um einen Hofbischof —, katholische Priester und Dienerschaft [2]. Als dann die Heirat nicht zustande kam, trotz-

---

[1] Vgl. N. Jorga, Ist. bis. rom. I S. 76 ff. C. Auner, La Moldavie au Concile de Florence, Echos d'Orient. VII und VIII.

[2] Veress, Fontes Rerum Transylvanicarum IV S. 76—78 Nr. 63; 79—80 Nr. 64.

dem sich der Papst ins Mittel legte, der für das Schicksal der katholischen Kirche fürchtete und auch ein Abschwenken Bogdans zu den Türken verhindern wollte [1], wurde Bogdan durch nichts zurückgehalten, bis Lemberg vorzurücken und aus Rache katholische Kirchen zu plündern, wie er nicht minder in seinem eigenen Lande in seiner kurzen Herrschaft ein Verfolger des Katholizismus wurde. Außer dieser Verfolgung hatte die katholische Kirche in der Moldau um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch eine heftige, wenn auch kurze zu ertragen durch Stefan Raresch, dessen rücksichtslose Bestrebungen, den katholischen Glauben gänzlich auszurotten, sich den Katholiken tief ins Gemüt eingeprägt haben. Man gab dem Kirchen und Klöster einäschernden harten Herrscher den Spottnamen „Bellicane", der nur in der lateinischen historischen Überlieferung der katholischen Kirche seinen Ursprung haben kann, da das rumänische Volk mit dem Worte „bellum" nichts zu tun hatte [2].

Ins sechzehnte Jahrhundert hauptsächlich fallen auch die Reisen so vieler berechtigter und unberechtigter Thronprätendenten in die Hauptstädte des Westens, um als Vertreter christlicher unterdrückter Völker gegen die Türken Hilfe zu erlangen, vor allen Dingen aber für sich die Herrschaft. Man schilderte das Elend, wußte auch durch Bildung und eine selbstbewußte königliche Haltung, wie jener wohlgestaltete Peter Cercel, Fürst der Walachei, der bis an den Hof des Königs von Frankreich gelangte und hier Bewunderung erregte, sich Achtung zu verschaffen; und da man sich an katholischen Höfen aufhielt oder sich an den Papst wandte, war man auch gleich mit glänzenden Versprechungen für die katholische Kirche bei der Hand. Hatte man keinen Erfolg, — so wurden eben auch die Versprechungen vergessen. Noch vor Peter Cercel war in der Walachei Alexander II. Mircea (1568—77), Gemahl einer katholischen Epirotin, ein ausgesprochener Katholikenfreund [3]. Und wenn

[1] Theiner, Mon. hist. Pol. II S. 327 Nr. 359; Hs. d. rum. Akad. Col. Alex. Em. Lahovary fol. 462 A. Auch die Zerstörung des Dominikanerklosters in Seret soll er befohlen haben. Siehe Schmidt, Romano-catholici per Moldaviam episcopatus etc. S. 50.

[2] Die Tradition siehe im Cod. Bandinus S. 75—76; Hs. d. rum. Akad. Col. Vl. Ghika fol. 478.

[3] Hs. d. rum. Akadem. Col. Alex. Em. Lahovary. fol. 185 A.

Mihnea II., der zum Islam Übergetretene, den Franziskanern in Târgovischte ein Privileg ausgestellt haben soll [1], so blieb dies auch ohne größere Wirkung für den Katholizismus, wie ja auch die Katholikenfreundlichkeit Mihneas des Bösen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts keine größere Bedeutung für die römische Kirche hatte. Im Gegenteil, trotz der Begünstigung durch einzelne Herrscher verlebte gerade in der Walachei die katholische Kirche mit ihren wenigen Gläubigen krisenreiche Zeiten: in den achtziger Jahren desselben Jahrhunderts hatten die Katholiken in Câmpulung, Târgovischte, Râmnic, meist im Innern ihres Herzens der Reformation zugetane Sachsen, — lutherische Pfarrer [2]!

In der Moldau hatte sich der Katholizismus durch Wiederbekehrung eines Teiles der Hussiten einigermaßen erholt, auf der anderen Seite aber gerade durch die Reformation wieder Einbuße erlitten: der Abenteurer und Fürst der Moldau, Johann II. Herakides, selbst zum Protestantismus bekehrt, errichtete in Cotnar unter den Sachsen eine protestantische Schule. Und der Fürst Jancu der Sachse wird die Sachsen auch nicht vergessen haben. Doch beider Regierung war zu kurz, und andere Unterstützung vom Hof genoß die Reformation nicht. Der Protestantismus verbreitete sich, so weit es möglich war, ganz still unter den Sachsen, namentlich in Baia und Cotnar, und später klagen auch hier Missionare über lutherische Geistliche oder Geistliche, deren Eltern Lutheraner waren, während der Katholizismus selbst noch Gönner am Hofe hatte.

Alexander Lăpuschneanu hatte mehrere seiner Töchter an polnische Adlige verheiratet; er selbst scheint sich mit dem Gedanken getragen zu haben, den Bischof von Kamenitz auch zum „Episcopus generalis Valachiae“ [3], das heißt der Moldau zu machen, seine Söhne empfahl er den Höfen von Venedig, Paris und London, wenn sie einmal der Hilfe bedürftig sein sollten. Seine Neigung zum Katholizismus war auch bei der Kurie bekannt; der Papst ermahnte ihn zum Übertritt zum Katholizismus und lud ihn auch zum Tridentiner Konzil ein [4]. Stefan, der wirklich ein Sohn

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 236 Anm. 1; siehe jedoch später S. 93.
[2] Monumenta Slavorum Meridionalium XVIII S. 10 Nr. 10.
[3] Jorga, Studiĭ XXIII S. 64 Nr. 70.
[4] Hurmuzaki II, 5 S. 479 Nr. 210.

Lăpuşneanus gewesen zu sein scheint, wußte, indem er katholische Gesinnung vorspiegelte, längere Zeit die Kurie zu täuschen, und dem Nuntius in Polen versprach er 6000 Gulden, wenn er auf den Thron der Moldau gelange[1]! Und ein anderer Abenteurer, Bogdan, Sohn Jancus des Sachsen, spielte bald die Rolle eines Katholiken, bald die eines Protestanten[2]. Waren diese beiden weniger ernst, so war dem Katholizismus aber auch nur aus politischer Überlegung ernstlicher zugetan der Fürst Aron. Er wollte sich mit Hilfe des Papstes und des Kaisers von der Türkenherrschaft befreien, erklärte sich bereit, auch den katholischen Glauben anzunehmen; für den Fall des Mißlingens seines Planes jedoch stellte er die Bedingung, daß man ihm in den Staaten des Kaisers eine angemessene Zuflucht zusichere[3]. Und wenn Possevino beim Papste beantragte, durch Missionare von Siebenbürgen aus die Moldau und die Walachei zu katholisieren[4], so war man bei der Kurie nicht unempfänglich für eine christliche Bewegung gegen die Türken. Ein apostolischer Visitator schlug dem Papste Gregor XIII. zum Zwecke der Vertreibung der Türken aus Europa vor, zwei „capitani generali della santa Chiesa" aufzustellen, von Albanien her den Kardinal Sforza, aus der Moldau den siebenbürgischen Kardinal Báthori, der ein Heer aus Siebenbürgen, der Moldau und Walachei zusammenstellen könnte[5]! Hing aber die Stellung des Katholizismus ausschließlich von der politischen Lage ab, so hatte man auch keinen wesentlichen Gewinn, sobald sich die Lage ungünstig gestaltete. Um Dauerndes zu schaffen, mußte man vor allen Dingen das Volk belehren, ohne die günstige politische Konstellation aus den Augen zu verlieren. Mit der Reformation kamen fast gleichzeitig auch die Träger der Gegenreformation in die Moldau, die Jesuiten. Sie sind es, die den letzten ernsten Versuch machten, das Land zum römischen Glauben zu bekehren, Fürst und Volk zu gewinnen. Unterstützung fanden sie an dem Fürsten Peter dem Lahmen, einem Freund der Katholiken, der aber trotz seiner

[1] Anders Karalevskii, Relatiile Domnilor, Rev. Cat. II S. 578—79.
[2] Jorga, Gesch. d. rum. Volkes II S. 37.
[3] Hasdeu, Archiva istorică I, 2 S. 151 Nr. 320.
[4] Veress, Fontes Rerum Transylvanicarum III S. 199.
[5] Hs. d. rum. Akad. Col. Alex. Em. Lahovary. fol. 68—69 c.

ausgesprochen katholischen Gesinnung seinem alten Glauben treu blieb; es ist der Sohn jener Chiajna, die eine ihrer Töchter nicht an den französischen Gesandten in Konstantinopel verheiraten wollte, weil er seines Glaubens ein „Lateiner" sei. Eigentlich ist es nicht so sehr Peter gewesen, der den Katholizismus gefördert, sondern in erster Linie sein Kämmerer und Hauptmann von Căpuschna, der italienisierte Albanese Bartolomeo Brutti, der im Bunde mit dem Erzbischof von Lemberg, dem päpstlichen Nuntius in Polen und den Jesuiten aus der Moldau ein katholisches Land machen wollte, wie er ja auch den Titel eines Beschützers des Katholizismus beanspruchte. Jener ungarische Prediger M. Thabuk, der mit Unterstützung des Bischofs von Kamenitz, von dem er zwölf Priester verlangte, in Huschĭ und Roman und den umliegenden Dörfern angeblich 2000 Ungarn vom Hussitismus zum Katholizismus bekehrt hatte[1], hatte Brutti vorgearbeitet. Wenn der Hussitismus auch nicht ganz vertilgt wurde, denn Thabuk sollte ja von Rom irgendein Titel „super Ungaris conversis et convertendis" verliehen werden, so bedeutete er keine Gefahr mehr für den Katholizismus. Es war eine Art Gegenreformation mit günstigem Erfolg begonnen worden, und aus dieser Gegenreformation wollte Brutti eine conversio des ganzen moldauischen Volkes machen. Er vermochte beim Fürsten, dessen „bona santa mente" er dem päpstlichen Nuntius Hannibal de Capua rühmte, durchzusetzen, daß die „falschen häretischen Prediger", die schon seit fünfzig Jahren das Volk der katholischen Kirche abspenstig gemacht hätten, vertrieben wurden; es sind wohl lutherische Prediger und Hussiten. Nun sei das Volk wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt, und durch den Fürsten, der dem heiligen Stuhle sehr untertänig (devotissimo) sei, könne man Großes leisten. Die Kirche von Jaschĭ, die lange Zeit in der Gewalt der Häretiker war, beabsichtigte Brutti wieder herzustellen. Wirksame Unterstützung versprach er sich von den Missionaren, nur seien die Franziskaner, die auch nicht ungarisch und deutsch verstünden, nicht genügend für die 15000 Katholiken; man solle, da fast gänzlicher Mangel an Priestern herrsche, Jesuiten senden und Bernhardiner. Letztere könnten im Kloster Bacău, wo

---

[1] Siehe oben S. 41 und Hurmuzaki II, 5 S. 698 Nr. 367.

jetzt nur der Vikar Hieronymus Arsengo, ein katholischer Chiote, sei, wohnen, der Fürst gebe ihnen das Gut und die Ortschaft Trebesch mit zwei Weingärten und zwei Mühlen zum Unterhalt. Von den Jesuiten, die deutsch, ungarisch, lateinisch und griechisch (soll wohl heißen rumänisch) sprechen müßten, könnten vier in dem von Sachsen und Ungarn bewohnten Cotnar leben, wo eine schöne und große Kirche wäre und wo sie ziemlich gute Einkünfte hätten. Die 25 Fässer Wein zu 50 Talern das Faß habe der Fürst nicht verkaufen lassen, bis die Jesuiten kämen [1].

Eine rege Korrespondenz entwickelte sich zwischen Brutti und Peter dem Lahmen einerseits, dem Papst, dem Nuntius und dem Erzbischof von Lemberg andererseits. Peter schickte Gesandte an den Nuntius, der Erzbischof Solikowski einen an Peter, der sich von der „singulara pietas" des Fürsten überzeugen konnte. Devote Schreiben nach und freundliche Antworten von Rom, begeisterte Berichte an die Kurie, Gutachten des Legaten Aldobrandini, all dies bezeugt, wie eifrig man an der Katholisierung des Landes arbeitete. Allerdings spricht Peter in einem äußerst devoten Schreiben vom 1. Januar 1588 an den Papst nur von der „reformatio Ecclesiae Catholicae hac in Provincia"; doch bittet er zugleich um den Schutz des Papstes [2]. Und selbst der Metropolit des Landes, Georg, aus dem Stamme der späteren Fürsten Movilă, die die größte Bewunderung bis zur Unterwürfigkeit für das katholische Polen hatten, schreibt in noch unterwürfigeren Ausdrücken als Peter an den Papst: er rühmt alles, was den Katholizismus fördert, und lobt und liebt alle: Brutti, die Franziskaner, die Jesuiten, zuletzt wünscht er sehnlichst auch den Papst zu sehen [3]! Es war also eine groß angelegte Bewegung, und wenn sie zum glücklichen Ende geführt hätte, würde wohl mit Recht der überaus rührige Brutti den Titel „Prokurator und Verteidiger der Katholiken gegen die Häretiker" verdient haben, um den er so oft nach-

[1] Briefe Bruttis vom 5. Sept. 1587 und 14. Jan. 1588 an den Nuntius; Hurmuzaki III, 1 S. 96 Nr. 81 und S. 100 Nr. 86. In einem Schreiben an den Papst vom 18. Jan. 1591 gibt Brutti die Zahl der Katholiken auf 20 000 an, die sämtlich Häretiker gewesen seien. Hurmuzaki III, 1 S. 142 Nr. 125.

[2] Hurmuzaki III, 1 S. 98 Nr. 84.

[3] Hurmuzaki III, 1 S. 112 Nr. 98; Rev. Cat. II S. 202—03.

suchte. Zunächst aber gestand noch am 22. Juni 1588 der polnische Nuntius, daß er keine Jesuiten oder Bernhardiner finde, die deutsch und ungarisch sprächen [1]. Nichtsdestoweniger kam der Rektor des Lubliner Kollegiums, Stanislaus Warsziewicz, mit noch zwei Jesuiten, Johann Kunig und Justus Raab, nebst einem Laienbruder am 3. September ins Lager des Fürsten nach Tzuțora. Der Empfang ließ sie die kühnsten Hoffnungen hegen. In ihrer Gegenwart erließ der Fürst ein Edikt, wonach alle sofort zur katholischen Kirche zurückkehren oder das Land verlassen müßten; fünfzig Ungarn aus seinem Gefolge wurden auf der Stelle entlassen [2]. Für den Unterhalt der Missionare wurde reichlich gesorgt durch den Fürsten und Brutti. Man bespricht die Errichtung eines Seminars in Cotnar, das von Rom aus unterstützt werden sollte. Warsziewicz, 1589 nach Polen zurückgekehrt, stattet dem Nuntius einen sehr günstigen Bericht ab über die Geneigtheit des Fürsten und der Bojaren, nicht minder des hohen Klerus, zur katholischen Kirche überzutreten. Der Papst solle nur an den gesamten Episkopat schreiben [3]. Und ein Bericht von 1588, wahrscheinlich desselben Warsziewicz, klingt sehr zuversichtlich: es sei die günstigste Zeit für den Katholizismus hereingebrochen; der Metropolit wolle gar nichts mehr vom Patriarchen von Konstantinopel wissen. Ebenso könne man auch die Walachei bekehren, deren Herrscher ein Verwandter des Fürsten Peter und Sohn einer katholischen Mutter sei; ja, der Berichterstatter denkt auch an die Bekehrung der Russen, die denselben Ritus hätten wie die Moldauer; nicht minder könne ganz Siebenbürgen gewonnen werden. Vor allem sei aber die Gründung eines Seminars in der Moldau nötig, das fünfzehn bis zwanzig Jahre hindurch von der Kurie jährlich 1200 Scudi erhalten sollte, damit man eigene Prediger erziehen könne, die dann dem Fürsten und Volke in der „moldauischen" Sprache predigen könnten [4].

---

[1] Hs. d. rum. Akad. Col. Alex. Em. Lahovary. fol. 376 A Nr. 378 A.

[2] Hurmuzaki III, 1 S. 109 Nr. 95; vgl. auch S. 116—17 Nr. 103.

[3] Hs. d. rum. Akad. Col. Alex. Em. Lahovary, fol. 379 A. Der Papst schrieb 1590 auch an den Erzbischof und die Bischöfe, sie zum Übertritt ermahnend. Hurmuzaki III, 1 S. 137 Nr. 120.

[4] Hurmuzaki III, 1 S. 120—21 Nr. 106.

Auch Jesuiten aus Siebenbürgen waren gekommen[1]; Brutti ist mit der Wirksamkeit aller, auch der Franziskaner, die das Kloster in Bacău innehatten, zufrieden und bester Hoffnung. Um das Volk zum Übertritt geneigter zu machen, suchte man möglichst die alten Formen einzubehalten: man wagte nicht, den neuen Kalender einzuführen, um nicht voreilig sich um die Früchte der Mission zu bringen[2]. Trotz des Eifers, trotz der scheinbar so günstigen äußeren Umstände verlief diese so groß angelegte Bewegung im Sande. Der lahme Fürst war eigentlich schon 1589 von den Türken vertrieben, konnte sich aber tatsächlich im Namen seines minderjährigen Sohnes bis 1592 halten, wo er abdankte und das Land verließ. Müde, enttäuscht, von seinen Nächsten betrogen, immer an den Thron in seiner fernen Heimat denkend, starb er 1594 in Tirol, wohin er seine Zuflucht genommen hatte, in seinem alten Glauben, — deshalb nicht in, sondern neben der Franziskanerkirche in Bozen bestattet. Einmal in der Walachei Herrscher, mehrere Male in der Moldau, schwankte er, bald zu den Türken sich haltend, bald an die kaiserliche katholische Macht sich wendend, ohne ganz mit den Türken zu brechen, die ihn doch in die Herrschaft eingesetzt hatten; ein guter, frommer, aber schwacher Mann, vom besten Willen beseelt, aber von einem harten Schicksal verfolgt, dem er nicht die Stirne zu bieten wagte, machte er auch die katholische Sache nicht ganz zu der eigenen, trotzdem er noch in seinem freiwillig gewählten Exil an eine Reise zum Papst dachte; die Tradition des Glaubens seines Volkes wurzelte fest auch in ihm.

Noch während er auf dem Throne saß, erlahmte die Mission, der mit schönen Worten und christlichen Beteuerungen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen an den Papst nicht geholfen war. Zwar war die Kirche 1589 der Jurisdiktion des Erzbischofs von Lemberg unterstellt worden[3], doch schon 1591 klagt der Erzbischof bitter über die Schwierigkeiten, mit denen die Jesuiten und die anderen Priester in der Moldau zu kämpfen hätten. Schon er-

---

[1] Theiner, Mon. hist. Pol. III S. 94.

[2] Rev. Cat. II S. 412 (Karalevskii, Relatiile etc.); Schmidt, Romano-catholici per Moldaviam episcopatus etc. S. 58.

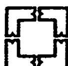
[3] Hurmuzaki III, 1 S. 126 Nr. 111; 147 Nr. 131; Theiner, Mon. hist. Pol. III S. 193.

scheint ihm die „superintendentia“ über jene Provinz zu schwer für seine Schultern [1]. Das ius visitandi, das einmal sogar der Bischof von Kamenitz innehatte [2], übte er durch Missionare aus, und die ungünstigen Berichte über die prekäre Lage in der Moldau machten ihm die Last der kirchlichen Oberhoheit sicher nicht leichter. Den Jesuiten begegnen die Franziskaner von Bacău feindlich; die siebenbürgischen kehren zurück [3], von den polnischen hören wir auch nichts mehr. Brutti, der eifrigste unter allen, stirbt eines gewaltsamen Todes in den Fluten des Dnjester. So endete dieser mit so großen Mitteln und so großer Zuversicht unternommene Versuch. Peter des Lahmen Sohn aber beschloß sein Leben in jungen Jahren als Jesuitenzögling in Innsbruck.

---

[1] Hurmuzaki III, 1 S. 126 Nr. 111; 147 Nr. 131; Theiner, Mon. hist. Pol. III S. 193.

[2] Hasdeu, Arch. ist. I, 2 S. 117 Nr. 313. [3] Schmidt a. a. O. S. 56.



Drittes Kapitel.

Der Katholizismus in der Moldau im siebzehnten Jahrhundert

1. Die Bischöfe von Bacău und ihre Feindschaft gegen die Missionare.

Mißglückte im sechzehnten Jahrhundert der Versuch, die ganze Moldau mit Hilfe des Fürsten, selbst des hohen Klerus für die katholische Kirche zu gewinnen, so gestattet uns das folgende wie kein anderes, einen tiefen Einblick zu tun in das Leben und Weben dieser Kirche. Aus keiner Zeit fließen uns die Berichte so zahlreich zu, aus keiner Zeit erfahren wir so viel Einzelheiten wie aus dem siebzehnten Jahrhundert. Und gerade jetzt werden noch einmal alle Kräfte des Katholizismus lebendig; man sucht sich zu sammeln, zu stärken, man sucht sich fester zu organisieren. Missionare, von Rom, nun von der Kongregation der Propaganda geschickt, durchqueren das Land, mahnen die Gläubigen zum Ausharren, ermuntern, suchen zu begeistern, zu reformieren, senden Berichte und Statistiken ein, unterbreiten dem Papst und den Kardinälen Entwürfe zu neuen Plänen: dazwischen aber klingt immer wieder neben persönlichen Klagen und persönlicher Unzufriedenheit in den Berichten dieser italienischen Missionare, die sich manchmal zu dramatischer Lebendigkeit erheben, das eine traurige Leitmotiv durch: „questi poveri cattolici".

Armut, weniger Verfolgungen der Fürsten, als vielmehr gleichsam die Verfolgung durch ein hartes Schicksal, der Fluch der Uneinigkeit zwischen Missionaren und Bischöfen, Elend und Hungersnot im Lande infolge der unaufhörlichen Kriege, das Gefühl der Verlassenheit bei den Katholiken, all dies bringt den Verfall mit sich;

und wie früher Hussitismus und Reformation der katholischen Kirche große Einbuße verursacht, so tritt jetzt eine teilweise Entnationalisierung, die sich allmählich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat, klar zutage: man schien viel weniger den Unterschied seines Glaubens und seiner Kirche zu empfinden als die enge Zusammengehörigkeit seit Jahrhunderten mit den Schicksalsgenossen des ganzen Landes. Was Wunder, wenn darob die Missionare Klagelieder anstimmen; fast jeder Bericht ist ein Klageruf nach Rom, und Rom lag so ferne ...

Auch schien man in Rom selbst wieder nur „incerta notitia" über die Zustände in der Moldau und Walachei gehabt zu haben, denn 1590 wird Bernhardin Quirini aus Kandia zum Bischof von Argesch in der Moldau und Walachei ernannt! Fast ein Jahrhundert entbehrte die Kirche der Moldau eines Bischofs, und nun wird er auf den Titel eines früheren Bistums aus der Walachei ernannt, dementsprechend auch beiden Fürsten vom Papste empfohlen[1]. Infolge der politischen Verhältnisse und einer Pest konnte Quirini erst 1597 in die Moldau kommen und sich im Franziskanerkloster von Bacău niederlassen, weshalb er wohl sich auch „Bernardinus Episcopus Argensis et Bachoviensis per Moldaviam et Valachiam" nennt[2], obwohl es eigentlich damals noch kein Bistum in Bacău gab und er selbst sich ein Jahr vorher, 1602, noch nur „Vescovo Argense nelle Provincie di Moldavia et Vallachia" betitelte[3]. Aber schon er hat einen harten Strauß mit den Polen zu bestehen, gegen die sich in der Folgezeit die Klagen aller Missionare und apostolischen Vikare richten: es ist Valerian Lubieniecki, nachmaliger Bischof von Bacău, gegen den sich Quirini heftig beklagen muß beim Fürsten und beim Papst. Nur mit schwerer Mühe gewinnt er die Oberhand[4] — der Papst stellt sich entschieden auf seine Seite — und kann auch seine Diözese besuchen.

Erst ein oder zwei Jahre nach dem Tode Quirinis, im Jahre 1607, tritt das Bistum von Bacău wirklich ins Leben; erster Bischof

[1] Hurmuzaki III, 2 S. 444—45 Nr. 495; 446 Nr. 496 und III, 1 S. 545 Nr. 102, App.

[2] Columna lui Traian VII S. 306 Nr. 6. [3] Col. l. Tr. VII S. 303—04 Nr. 4.

[4] Über die Anklagen gegen Lubieniecki siehe Col. l. Tr. VII S. 306 ff.; vgl. auch Hurmuzaki VIII S. 281—82 Nr. 403.

ist Quirinis gewesener Vikar, der Konventuale Hieronymus Arsengo, ein katholischer Grieche aus Chios, der schon 1580 in Bacău auf dem Grund des abgebrannten Klosters aus Holz ein Haus und einen Stall baute, um sich so notdürftig eine „Residenz" zu schaffen, und einige Jahre nachher den Titel Vikar und „Vescovo chiamato di Moldavia" führte[1]. Er scheint sich des Wohlwollens des Fürsten erfreut zu haben, da ihm Jeremie Movilă eine jährliche Unterstützung von 500 Gulden versprochen hatte[2]. Noch wird er „Episcopus Argiensis seu Baciensis (= Baccoviensis) in Moldavia" genannt[3], doch schon bei seinem Nachfolger fällt der Titel von Argesch, der eigentlich da nichts zu suchen hatte, weg. Sein Nachfolger ist der genannte Valerian Lubieniecki, der erste Pole auf dem Stuhl von Bacău, der die Ära der Streitigkeiten, der Unzufriedenheit und unaufhörlichen Klagen gegen die polnischen Bischöfe inauguriert. In einer Zeit, wo die Fürsten in der Moldau in kurzen Zwischenräumen einander ablösten, wo schwache Herrscher sich meist an Polen um Hilfe wandten, wuchs der polnische Einfluß auf die Politik der Moldau sehr; und die Könige wähnten eben ein Recht ihrer über die Moldau beanspruchten Souveränität auszuüben, wenn sie Polen zu Bischöfen in Bacău ernannten[4]. Die Kurie willfahrte gern, waren ja doch auch die Bistümer von Seret und Baia, wiewohl ihre Träger nicht immer Polen waren, durch polnischen Einfluß entstanden. Von jetzt ab bis zum Ende des Bistums, 1808, kamen die Bischöfe alle aus Polen, oder vielmehr sie kamen nicht oder doch nur selten und ließen sich meist durch Vikare vertreten. Der Umstand, daß das Bistum Titulare hatte, die ihr Amt in ihrer eigenen Diözese meist nicht ausübten, war sicherlich nicht dazu angetan, den ohnehin schwer ringenden Katholizismus zu fördern. Lubieniecki, der selbst zuerst Observant im ungarischen Kloster von Csik-Somlyó war, dann von hier nach Bacău

---

[1] Über Arsengo und die Gründung des Bistums von Bacău siehe C. Auner, Inceputul Episcopatului de Bacău, Revista Catolică I (1912) S. 383 ff. Vgl. auch Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 113. Die Bulle des Papstes Eugen IV. vom Jahre 1439 ist gefälscht; siehe darüber auch Auner in Rev. Cat. I S. 383—84. Über den Titel Arsengos: Hasdeu, Arch. ist. II S. 22 Nr. 4.

[2] Col. l. Tr. VII S. 324 Nr. 15. [3] Rev. Cat. I S. 404 Nr. 8.

[4] Jorga, Studii I—II S. 423 Nr. 11.

geschickt wurde, das er infolge von Liebesabenteuern verlassen und in die Walachei flüchten mußte, gelang es doch noch, Kustode von Csik-Somlyó zu werden, und als Quirini in Bacău residierte, machte er diesem alles streitig, das Recht zu residieren, die Kirche, das Recht zu exkommunizieren, denn die von Quirini exkommunizierten Mönche nimmt er in den kirchlichen Verband wieder auf; ja, trotz des Verbotes liest er auch Messe und führt Quirini vor den Richterstuhl des Fürsten in der Angelegenheit des Klosters [1]; seines Benehmens halber ist er einmal vom Fürsten ausgewiesen worden [2]. Durch diese seine bewegte Vergangenheit ist er allen verhaßt — Quirini erhebt schwerste Beschuldigungen gegen ihn, und der Provinzial der ungarischen Provinz der Observanten verlangt sogar, man möchte ihn lieber dort in Rom, wohin er sich begeben, in ein Kloster einschließen, denn seine Akten seien falsch und er mache ohnehin der katholischen Kirche keine Ehre zur Freude der Schismatiker [3]. Nichtsdestoweniger gelingt es diesem gewiegten Polen auf Grund von Zeugnissen, die er sich von Arsengo, von einigen Priestern aus der Moldau und den Jesuiten, ja vom König von Polen erwirkt hatte [4], den Papst zu vermögen, ihn 1611 zum Bischof zu ernennen; man hatte eben bei der Kurie alles vergessen, seine Vergangenheit, seine Ungesetzlichkeiten in Bacău, wo er alles an sich gebracht hatte. Fürwahr, kein sehr ermutigendes Vorzeichen für dieses Bistum! Seine Nachfolger [5] sorgten nicht mehr für die Kirche; waren sie auch nicht so unstete Wanderer, waren sie auch nicht so verschmitzte Diplomaten wie Lubieniecki, so glichen sie ihm in einer Hinsicht vollkommen: zu herrschen war ihr Ideal, glänzenden Titel zu führen, auf großem Fuße zu leben. Wie gering aber waren die Einkünfte des Bistums, welch schöne, doch höchst schwierige Aufgabe harrte der Bischöfe! Gewiß gab es unter diesen auch ehrwürdige, sittlich hochstehende Männer, denen Tatkraft und Liebe zu ihrer Kirche nicht fehlte. Aber sie alle krankten gleichsam an

---

1 Col. l. Tr. VII S. 306—07 Nr. 6 und 7; 311—13 Nr. 9.

2 Col. l. Tr. VII S. 308—09 Nr. 7. 3 Jorga, Studiĭ I—II S. 418—19 A.

4 ebenda S. 420 D—F; 421—22 G—H.

5 Die Liste der Bischöfe von Bacău siehe Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 113 ff.; Jorga, Studiĭ I—II S. XLI; Schmidt, Romano-catholici per Moldaviam episcopatus.

einem gemeinsamen Übel: sie faßten ihr Amt nur von der glanzvollen Seite auf, sie konnten sich mit der harten Wirklichkeit nicht befreunden, und so waren sie den armen Gläubigen der Moldau mehr eine Last, denn Ehre und Trost. Diejenigen, die die Bischöfe und ihr Gebaren gesehen, klagten bitter, die, die einen Bischof nicht einmal von Hörensagen kannten, erwarteten ihn sehnsuchtsvoll. Die Missionare aber und die Vikare wußten nichts als Klagen zu führen gegen diese residenzflüchtigen Bischöfe, die sich ihrer Diözese meist nur erinnerten, wenn sie Geld brauchten oder in wirkungsvoller Weise als Kirchenfürsten auftreten wollten. Konventuale [1], Observanten und Jesuiten, die für die geistige Nahrung des Volkes zu sorgen hatten, mußten in ihrer Wirksamkeit mit den Bischöfen zusammenstoßen; sie blieben im Lande, sie hatten die Last der Seelsorge zu tragen und die Sorgen des Unterhalts. Wie sollten sie da nicht mit ihren Oberhirten in Streit geraten, wenn diese nur kamen, um ihre Einkünfte und, was sonst Bewegliches in Bacău war, einzuholen! War es doch schon in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung des Bistums zur Notwendigkeit geworden, daß die Vikare die kirchlichen Angelegenheiten leiteten, weil die Bischöfe sich in Polen aufhielten. Selbst der Fürst Vasile Lupu, der in Hyacinth Macripodaris einen eigenen Kandidaten für das Bistum von Bacău hatte, beklagte sich beim Papste gegen Zamoyski, daß er nicht im Lande residiere [2]. Noch zur Zeit dieses letzteren, der trotz der Klagen des Fürsten keine Anstalten machte, in seiner Residenz zu bleiben, und dann endlich 1651 nach Przemysl versetzt wurde, ernannte der Papst einen apostolischen Vikar für die Moldau in der Person des Marcus Bandini. Auch Zamoyskis Nachfolger, der kränkelnde Minorit Kurski, der wohl seine Diözese gar nicht gesehen hat, und schließlich resignierte, erhielt einen Vikar; und das ging so fort; die eigentliche Leitung war so tatsächlich in die Hände der Vikare, Italiener oder italienisierte Slawen, jedenfalls immer Vertreter der italienischen Geistlichkeit, gelegt. Sie waren ja auch als apostolische Vikare mehr Vertreter des Papstes als der polnischen Bischöfe. Gabriel Thomasius nennt sich sogar apostolischer Visitator der Provinzen Siebenbürgen und Walachei und

---

[1] Jorga, Studii I—II S. 139 Nr. 97. [2] Röm. Quartalschr. XII S. 113.

apostolischer Vikar der Moldau [1]. Und die Titularerzbischöfe von Marcianopel, Marcus Bandini und Peter Parcevich, hätten sich als apostolische Vikare der Moldau, trotzdem ihre Archidiözese in partibus infidelium war, zu der sie jedoch auch die Moldau zählten, schwerlich den polnischen Bischöfen gefügt. Eigentlich war das eine Anomalie, denn die Vikare konnten im Lande jede Verfügung treffen, durften aber nicht in die Hoheitsrechte der Bischöfe von Bacău eingreifen: diese hatten die Priester zu weihen [2], daher die vielen Klagen über Mangel an Priestern. Und gerade weil sie auf der Ausübung ihrer eigentlichen Hoheitsrechte bestanden, mußten sie in Gegensatz zu den Vikaren, die zugleich Missionare waren, geraten; es war nicht immer persönliche Feindschaft, mancher hatte gar nicht den Bischof gesehen; aber das Verhalten der Bischöfe mußte den ernstlich um die Kirche besorgten Missionaren mißfallen. Dies trug sicherlich auch dazu bei, daß Priester und Missionare ohne Leitung und Kontrolle selbst verfielen, so daß mancher Visitator ganz entrüstet war über das beispiellos unmoralische Treiben dieser Diener Christi. Schon Marcus Bandini fällt ein ungünstiges Urteil über die polnischen Bischöfe; Goski habe die Kirchengeräte entwendet und mitgenommen, und Fredro habe kein schöneres Beispiel gegeben [3]; auch könne er keinen Bischof aufweisen, der längere Zeit oder dauernd in der Moldau sich aufgehalten hätte [4]. Besonders der Bischof St. Athanasius Rudzinski [5] geriet in heftigen Streit mit

[1] W. St. A. Transylv. XXVII fol. 61 und fol. 145.

[2] Nur wenn die Vikare zugleich auch Erzbischöfe oder Bischöfe in partibus waren, durften sie auch ordinieren.

[3] Cod. Bandinus S. 46, 47. [4] ebenda S. 149.

[5] Nach den vatikanischen Akten ist Stephan Athanasius Rudzinski seit dem 31. Juli 1665 (am 13. Aug. dess. Jahres konsekriert) Bischof von Bacău; nach Schmidt (Rom. cath. per Moldaviam episcopatus S. 83—84) soll er schon 1659 im Amte gewesen sein. Thomasius' Klagen gegen den Bischof, ohne daß dessen Name genannt wird, rühren aus den Jahren 1662 und 1663 her (W. St. A. Transylv. XXVII fol. 15, 65, 101, 172). Vito und die Katholiken von Baia klagen auch 1664 den „polnischen Bischof" an (W. St. A. Illyr. Mold. XXVI fol. 121, 117, 119, 120, 132); 1666 erneuert Vito dieselben Klagen gegen den Bischof. Zu dieser Zeit war nun auch nach den vatikanischen Quellen Rudzinski schon Bischof. 1664 erhebt der Jesuit Szczytnicki seine Klagen gegen „Stephan Athanasius Rudzinski, Bischof von Bacău" (ebenda fol. 106). Vom 27. April bis zum 1. Mai 1663 hielt Rudzinski nach seinem eigenen Bericht

den Missionaren. Thomasius klagt wegen des Luxus der polnischen Bischöfe, der schwer auf den Schultern der armen Gläubigen laste; wenn sie kommen, nehmen sie alles weg; ja er selbst sei seiner Dekrete und aller Akten vom Bischof beraubt, der ihm auch nach dem Leben getrachtet hätte, so daß er seine Zuflucht zum Fürsten nehmen mußte. Überhaupt wolle der Bischof von der Propaganda nichts wissen, sie sei für ihn eine „Congregatio di profliganda Fede“ und er habe gedroht, gegen die Propaganda eine Synode der Bischöfe in partibus in Polen abzuhalten[1]. Auch mit den Jesuiten geriet Rudzinski in Streit[2]; nicht minder mit dem Fürsten Dabija, der ihn des Landes verwies, weil er ohne seine Erlaubnis eine politische Reise nach Siebenbürgen gemacht hatte. Die Gläubigen wollte er ihrer Habe berauben und gegen den von ihm in Bacău zurückgelassenen Priester mußte man Klage führen beim Postelnic. Beim Diwan wegen Simonie angeklagt, muß der Bischof das Land verlassen, und sein Abgang verursacht wegen der Ernennung eines eigenen Vikars, dem die meisten die Anerkennung verweigern, heillose Verwirrung[3].

Es war ein tiefer Gegensatz zwischen den Bischöfen und den Missionaren der Propaganda; sie vertraten gleichsam zwei Welten, und in ihren heftigen Streitigkeiten sprachen sie sich gegenseitig jede Berechtigung ab: die Bischöfe wurden als Verächter der Kirche,

---

eine Synode (ebenda fol. 95 b) ab; und der Vizepräfekt und Vikar B. Koiosewicz schreibt am 30. Juli a. St. 1661 von Bacău: „De Episcopo audivimus, quod iterum Polonus est, quem non libenter exspectamus“ (ebenda fol. 85). Nach diesen Angaben ist es sicher, daß Rudzinski schon 1661 Bischof war oder zum Bischof ernannt wurde, und daß die Sedisvakanz nach der am 21. Febr. 1661 erfolgten Transferierung Kurskis auf das Titularbistum Änos kurz war.

[1] W. St. A. Transylv. XXVII fol. 15. Merkwürdigerweise muß sich später gerade Rudzinski über eine Sondersynode der Missionare gegen den Bischof beklagen.

[2] Klagen des Jesuiten Szczytnicki über die Raubsucht des Bischofs (W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 106—07). Der Nuntius mahnt den Bischof zur Ordnung und Ruhe (ebenda fol. 108); schließlich kommt 1664 eine Verständigung zustande, auf Grund deren den Jesuiten die Seelsorge und der Schulunterricht überlassen wird. J. Ardeleanu, Istoria Oradeĭ Marĭ. I S. 135.

[3] Ein Brief des Jesuiten Ulanowski aus Jaschĭ vom 2. März 1666 an den Nuntius von Polen enthält alle Anklagen gegen den Bischof. W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 154—56.

der sie nur aus selbstsüchtigen Zwecken anhingen, und als Feinde der Propaganda verschrien, den Missionaren wurde vorgeworfen, sie seien Apostaten, „fuggitivi della nostra Religione“ [1]. Aber eine Stimme herrscht bei allen gegen die Bischöfe: an Luxus und glänzende Hofhaltung gewöhnt, könnten sie sich in ihrer armen Diözese nicht aufhalten; sie beraubten nur die Kirche ihrer Habseligkeiten. Eigentlich sei — so klagt der Vizepräfekt der Mission Koiosewicz 1661 — seit Bandini kein Bischof mehr im Lande geblieben; viele wüßten gar nicht, was und wie beschaffen ein Bischof sei, denn die polnischen Bischöfe wollten nicht hier residieren, ja, sie könnten auch nicht, da ihnen die große Assistenz und der Pomp fehle. Wenn schon ein Bischof komme, halte er sich „cum familia multa“ drei oder vier Wochen im Lande, verzehre alles und nehme alles andere mit sich nach Polen. Der Bischof würde auch vom Fürsten Unterstützung erlangen, wenn er nur im Lande bliebe; es sei aber eine Schande, die Schismatiker hätten ihre Bischöfe und einen Metropoliten, die Armenier hätten ihren Bischof, die Juden ihre Rabbiner, nur die katholische Kirche sei verwaist [2]. Nicht minder hart urteilt Parcevich [3]. Wenn die Bischöfe auch hundertmal schwüren, in Bacău zu residieren, würden sie es doch nicht durch die Tat beweisen; sie würden nur kommen, drei, vier Monate bleiben, alles verzehren und trinken, was man sich mit unendlichem Fleiß erspart, und von dannen ziehen. Die Kongregation habe nun seit 70 Jahren gerade zur Genüge erfahren, welche Früchte diese Bischöfe gebracht, und so würde es auch nach 700 Jahren sein, wenn die Propaganda nicht die Ernennung der Bischöfe selbst vollziehe. Einen italienischen Bischof verlangten auch die Gläubigen. Schon 1631 führen die zwölf Ältesten aus Cotnar, die selbst vom Schisma in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt waren, Klage beim Papst gegen Bischof Gabriel Fredro, der nun zufällig im Lande residierte. Sie verlangen italienische Priester und einen italienischen Bischof in der Person des Patriarchalvikars von Konstantinopel, Joannes Fratta. Der polnischen Bischöfe seien sie satt; sie hätten nur öffentliches Ärgernis erregt durch ihre Geldgier und

[1] ebenda fol. 163. Schreiben des Vitus Piluzio vom 15. Jan. 1666.
[2] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 70—71.
[3] Kurz, Magazin II, 1 S. 73.

Trunksucht; und was an silbernen Kelchen und Kreuzen von den guten, früheren italienischen Bischöfen erhalten geblieben sei, hätten sie mit sich fortgeschleppt. Weil sie für ihr großes Gefolge nicht genügend Mittel gefunden, hätten sie überall Simonie geübt. Fußfällig bitten sie, man möge ihnen keine Polen mehr senden [1]. Auch der französische Gesandte an der Pforte, Césy, empfiehlt der Propaganda, Italiener zu Bischöfen von Bacău zu ernennen und sie unter den Schutz des Königs von Frankreich zu stellen [2]. Selbst dem Nuntius von Polen kam das Gebaren dieser Bischöfe zu bunt vor, trachteten doch viele, Bischöfe zu werden, nur um sich den harten Klosterregeln zu entziehen [3]. 1662 wird dann auf Betreiben der Propaganda bei der Kurie beschlossen, harte Strafen zu verhängen über die Bischöfe, die nicht in Bacău residieren, die Ordenspflichten nicht erfüllen oder gar ihren Orden verlassen. Auch die Verrichtung von bischöflichen Funktionen in einer anderen Diözese wurde verboten. Für all diese Vergehen wurde mit Absetzung gedroht [4].

2. Verfall des Katholizismus und Entnationalisierung der Katholiken.

Unter solchen Verhältnissen konnte die katholische Kirche nicht gedeihen; Vikare und Missionare, Präfekten der Mission — denn im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts wurde eine Präfektur errichtet —, die im Lande herumreisen, alle klagen über den schlechten Zustand der Kirche. Und die wenigen Priester im Lande, die wie das Volk oft nicht wußten, ob sie einen Bischof haben oder nicht, und wem sie eigentlich in spiritualibus gehorchen müßten, kümmerten sich mit wenigen Ausnahmen immer mehr um ihre eigenen Angelegenheiten und überließen die Kirche und die Gläubigen ihrem Schicksal. Das katholische Volk seinerseits entfremdete sich immer

---

[1] Hurmuzaki VIII S. 428 Nr. 621. Die Klageschrift muß von einem italienischen Missionar verfaßt worden sein.

[2] Jorga, Acte si fragmente I S. 73 Nr. 2.

[3] Auch die Berichte des Kardinals Spinola von Wien lauten für die Bischöfe sehr ungünstig. Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 481; W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 178.

[4] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 482 ff.

mehr seiner Kirche und Nationalität. Schon Quirini, der die Zahl der Katholiken in offenbarer Übertreibung auf 10 700 Seelen[1] schätzt, stellt die betrübende Tatsache fest, daß die Priester — verheiratet sind. So Lorenz von Baia, anscheinend ein Sachse aus Siebenbürgen, selbst von einem anderen katholischen Priester, der ebenfalls eine Ehegenossin hatte, getraut[2]; so in Neamtz, wo die Gläubigen Sachsen sind wie ihr Priester, so in Trotusch, in Roman und anderen Ortschaften. Ja, bei den über tausend Sachsen und Ungarn von Cotnar wirkte neben einem, mit einer Witwe verheirateten Geistlichen auch ein häretischer Lehrer siebenbürgischer Abstammung, ein Lutheraner, bei dem überdies noch drei häretische Bücher in ungarischer Sprache und eine verbotene Bibel vorgefunden wurden. Quirini zwingt alle, ihre Frauen zu entlassen oder dies wenigstens zu versprechen; aber er muß sie im Amte belassen „per mancamento di sacerdoti“[3]. Man heiratet sich in verbotenen Graden oder man tritt zur orthodoxen Kirche über, um dies tun zu können[4]. So viele Gemeinden sind ohne Priester, ohne Kirche, jeder Tröstung entbehrend. Öfter fanden sich Priester nur in Baia, Cotnar, Suceava, Roman und Bacău, aber auch da nicht immer. Anderswo mußte man sich mit Wanderpriestern helfen. Viele Kirchen waren verwahrlost oder zugrunde gegangen. In Seret, dem einstigen Bischofssitz, konnte man nur mit Mühe die Spuren einer Kirche entdecken[5]. 1606 gab es in neunzehn Parochien nur drei bis vier Pfarrer[6], und noch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand es nicht besser[7]. Zwar sind besonders die Zahlenangaben mit großer Vorsicht aufzunehmen, aber in allen Berichten kehrt die Klage wieder über die mangelhafte Seelsorge und die vielen Übertritte zur orthodoxen Kirche im Zusammenhange damit. Quirinis Schätzung ist sicher irrig; andere wissen nur von drei- bis viertausend Katholiken zu berichten[8]. Aber auch für dreitausend

---

[1] Hurmuzaki III, 1 S. 546 ff. [2] Hurmuzaki III, 1 S. 547.
[3] ebenda S. 548. [4] ebenda S. 550. [5] Hurmuzaki VIII S. 307 Nr. 441.
[6] ebenda 307 ff. Nr. 441. [7] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 134 Nr. 65.
[8] Nach der Statistik des Conventualen Remondi da Milano von 1636 gab es, wenn man auf die Familie fünf Köpfe rechnet, etwa 3000 (Jorga, Acte si fragmente I S. 78 ff.), Peter Deodat schätzt die Katholiken 1641 auf „mehr als 3000“ (Mon. Slav. Merid. XVIII S. 134 Nr. 65). Dieselbe Angabe findet sich

über so viele Ortschaften verstreute Gläubige war die Anzahl der Geistlichen erschreckend gering. Dazu kam noch die Armut der meisten Kirchen. Kaum Baia, Cotnar, Roman und etwa Suceava waren besser bestellt; sonst herrschte solcher Mangel, daß man sich gegenseitig den Kelch und andere Kirchengeräte leihen mußte. Wie soll man sich da noch wundern, daß die Priester, so wie sie nun waren, im Amte belassen wurden! Man schloß sich ja ohnehin immer mehr an die Gebräuche der orthodoxen Kirche an; als die Polen in Suceava ihre Feste nach dem neuen Kalender feiern wollten, entstand unter den Gläubigen höchste Unzufriedenheit, daß Quirini jenen empfehlen mußte, die alten Gewohnheiten zu achten. Was verschlägt's nun angesichts dieser Tatsachen, wenn der Fürst einmal gesagt haben soll, daß der Papst das Haupt der Christenheit sei, oder irgendein Erzbischof einer Union angeblich nicht abgeneigt war! Das katholische Volk selbst trat in vielen Fällen zu jener Kirche über, die man unieren wollte, in der Meinung, daß es sich eigentlich in religiöser Beziehung durch nichts unterscheide von den Anhängern der griechischen Kirche [1]. Dem Bischof zahlten die Gläubigen meist nichts, und wenn man von ihnen Kontributionen verlangte, waren sie flugs da mit der Drohung, zum Schisma überzutreten [2].

Schon in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts fand der Jesuit Mancinelli, daß fast alle Katholiken den griechischen Ritus angenommen hatten, um nicht ohne Gottesdienst zu bleiben; eine Kirche, wo er Messe lesen wollte, war in den Händen lutherischer Priester [3]. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts schien es auch nicht besser zu sein [4].

Tatsächlich war nicht nur der Mangel an Priestern schuld an diesen Zuständen; parallel mit dem Verfall der katholischen Kirche

---

bei Francesco Pustis di Candia, dessen Bericht wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden sein wird, da von den Jesuiten in Cotnar und Jaschĭ die Rede ist (Jorga, Studiĭ I—II S. 417 Nr. 2). Nur der Conventuale Bernh. Valentini da Perugia gibt 1659 die Zahl der Katholiken auf 8000 an (Hurmuzaki IX, 1 S. 160 Nr. 217).

[1] Col. l. Tr. VII S. 319 Nr. 11. [2] Cod. Bandinus S. 156.

[3] Hurmuzaki XI S. 116 Nr. 192.

[4] Jorga, Studiĭ XX S. 56; Hurmuzaki, Suppl. I, 1 S. 232 Nr. 338.

ging auch die Entnationalisierung der Sachsen und Ungarn vor sich, ohne daß man diese Erscheinung nur den traurigen Zuständen in der Kirche zuschreiben könnte. Für die Entnationalisierung arbeitete eben auch die Zeit. Nirgends gab es ein einheitliches nationales Zentrum, sei es der Sachsen, sei es der Ungarn. Baia blieb mehr oder weniger für sich abgeschlossen, desgleichen Cotnar, wo in der letzten Zeit aber auch viele Ungarn wohnten. Bacău, bald von ungarischen Franziskanern durch ihr Kloster beherrscht, bald von den polnischen Bischöfen besucht oder von den Vikaren zur Residenz erwählt, war mit seinen so oft zerstörten Kirchen und Klöstern, die nur notdürftig wieder aufgebaut wurden, um so weniger zu einem Mittelpunkte geeignet, als gerade dort das Elend besonders glänzend war.

Es gab zu jener Zeit keine nationale Frage, und es konnte keine geben, da die Kolonisten in zu geringer Zahl vorhanden waren, als daß sie eine Sonderbewegung hätten hervorrufen können, und dann lebten sie, sobald sie nicht verfolgt wurden, recht zufrieden mit der rumänischen Bevölkerung, von der sie so viele Gewohnheiten annahmen, nicht zuletzt die Sprache und den Ritus. So soll es in Baia zur Zeit Bandinis kaum noch 256 Sachsen gegeben haben, obwohl man früher deren 6000 zählte[1]. Und vollends die zerstreuten, von Ungarn bewohnten Gebirgsdörfer, die jahrelang von keinem Priester etwas vernahmen, entbehrten erst recht einer einheitlichen Leitung. In manchen Ortschaften verschwand die ungarische Bevölkerung ganz, wie in Tecuci, wo von den zweihundert ungarischen Familien Bandini keine einzige mehr fand; nicht einmal die Spur einer Kirche oder eines Friedhofes war mehr zu sehen; in anderen war die ungarische Bevölkerung zum größten Teil zum Schisma übergetreten, das heißt, hatte Glauben und Nationalität gewechselt[2]. Anderswo verstanden schon nicht mehr alle Ungarn ihre Muttersprache, die nur noch von den Alten gepflegt wurde[3]. Selbst zu Trotusch, wo einst die erste ungarische Bibelübersetzung gemacht wurde, in der salzreichen Gegend, wo von den Bewohnern keine anderen Leistungen gefordert wurden,

[1] Cod. Bandinus S. 69. [2] ebenda S. 31, 41.

[3] Nach dem Bericht des Vizepräfekten Koiosewicz: W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 69. Vgl. auch Cod. Bandinus S. 27 und 61.

als einige Tage Arbeit im Bergwerk, gab es kaum noch dreißig Familien; ohne Priester auch diese. Der ihnen von Bandini — eben weil er ein Ungar war — gegebene, hielt bald, dem Bacchus ergeben, Gottesdienst in Wirtshäusern[1]. Einen gleichgesinnten Genossen hatte er an dem Pfarrer von Huschi, den der Vikar als „simplicem et illiteratum, potatorem optimum ac in conviviis continuum et indefessum ludorem atque Cantorem" schildert[2]. Mit solchen geistlichen Führern konnte man wohl nicht an große Bewegungen oder Reformen denken. Marcus Bandini, Erzbischof von Marcianopel und seit 1644 auch Vikar der Moldau, der 1646 eine Visitation durch die ganze Moldau unternahm, beschreibt in düsteren Farben den Zustand der dortigen Katholiken. Nur wenige Gemeinden stehen eigentlich in geordneten Verhältnissen; überall herrscht Armut, Unzufriedenheit, Unwissenheit, erschrecklicher Mangel an Priestern, Gleichgültigkeit gegen die Kirche. Pest und Kriege haben einen Teil der Gläubigen dahingerafft; noch mehr sind zum Schisma übergetreten und damit rumänisiert worden[3]. War man ohne Geistliche, so war es kein Wunder, daß man den Glauben verließ; hatte man Priester und war mit ihnen unzufrieden, so trat man erst recht zu den Schismatikern über. In Jaschi wechselten sogar Soldaten den alten Glauben mit dem Calvins[4]. Diese traurige Lage konnte nicht gebessert werden durch Diener Gottes, wie jener ungarische Priester von Bacău, ein flotter Erzähler zwar, gebildet und auch dichterisch und philosophisch veranlagt, aber ein Lügner und Trinker, der die Gesellschaft der anständigen Leute floh wie den Teufel und Gottesdienst hielt, wo und wann es ihm einfiel, dabei aber doch eine Stütze an dem Volke fand, weil er ihm so viele Vergehen und Sünden nachließ, so daß Bandini gegen ihn nichts ausrichten konnte, ja selbst noch beim Fürsten verleumdet wurde[5]. Man sieht, es fehlte die feste Hand eines ständig im Lande residierenden Bischofs, der keine Mühe und keine Gefahren gescheut hätte, um geordnete Verhältnisse in seiner Kirche zu schaffen.

Jetzt war keine Rede mehr davon, die Moldau zu katholisieren; man mußte von der eigenen Kirche retten, was zu retten war. In

---

[1] Cod. Bandinus S. 36, 38. [2] ebenda S. 22. [3] ebenda S. 42, 76, 77—78 u. a. [4] ebenda S. 85. [5] ebenda S. 49, 57.

diesen traurigen Zeiten war es noch ein Glück für die römische Kirche, daß die Herrscher ihr nicht feindlich gesinnt waren. Die Fürsten aus dem Stamme Movilă, dem auch der berühmte und große Erzbischof von Kiew, Peter Movilă, entsproß, waren alle durchwegs polenfreundlich gesinnt, vielfach mit polnischen Magnaten verwandt, und so auch der katholischen Kirche in ihrem Lande äußerst geneigt. Jeremie Movilă hatte doch Arsengo zum Bischof befördert, und ein späterer Movilă, Moise, versicherte den französischen Gesandten bei der hohen Pforte Césy seiner „Freundschaft und seines Eifers für die katholische Kirche" [1]. Und wenn Gaspar Gratiani nach dem griechischen Ritus wie seine Untertanen leben wollte, so hätte er doch gerne eine Union zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Papste gesehen [2]. Daß andere Fürsten die alten Privilegien erneuerten oder mit dem Papste korrespondierten, ist auch ein Zeichen, daß der katholischen Kirche vom Hofe keine Gefahr drohte.

Im Gegenteil, unter den Hofsoldaten waren Katholiken verschiedenster Nationalität. Vasile Lupu, der Beschützer der Jesuiten, hielt sich einen polnischen Sekretär, Stephan Kutnarski, der großen Einfluß auf die Angelegenheiten der katholischen Kirche ausübte, allerdings nicht immer zu deren Vorteil.

Die Katholiken selbst suchten in ihren Streitigkeiten immer mehr den Schutz des Fürsten auf. Schon Lubieniecki klagte den Bischof Quirini wegen der Klosterkirche zu Bacău beim Landesfürsten an, aber Quirini lehnte prinzipiell eine Entscheidung des Fürsten als nichtkompetent ab. Diesmal freilich berief sich auch der Fürst auf den Papst und fällte selbst kein Urteil [3]. Aber auch in der Angelegenheit der Kirche zu Jaschi appellierten beide Parteien, Konventuale und Jesuiten, an den Fürsten [4]. Jedesmal aber protestierte nur derjenige Teil, der übervorteilt zu werden befürchtete, gegen ein gerichtliches Erkenntnis der „Schismatiker". Nichtsdestoweniger wiederholten sich oft die Appellationen an das Landesoberhaupt und dessen höchstes Gericht [5]. Bandini ist sogar einmal beim rumänischen

[1] Jorga, Acte si fragmente I S. 70—71. [2] Jorga, Studiĭ XX S. 50. [3] Col. l. Tr. VII S. 311 ff. Nr. 9. [4] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 95 b. [5] ebenda fol. 121 und Cod. Bandinus S. 91.

als einige Tage Arbeit im Bergwerk, gab es kaum noch dreißig Familien; ohne Priester auch diese. Der ihnen von Bandini — eben weil er ein Ungar war — gegebene, hielt bald, dem Bacchus ergeben, Gottesdienst in Wirtshäusern[1]. Einen gleichgesinnten Genossen hatte er an dem Pfarrer von Huschi, den der Vikar als „simplicem et illiteratum, potatorem optimum ac in conviviis continuum et indefessum ludorem atque Cantorem" schildert[2]. Mit solchen geistlichen Führern konnte man wohl nicht an große Bewegungen oder Reformen denken. Marcus Bandini, Erzbischof von Marcianopel und seit 1644 auch Vikar der Moldau, der 1646 eine Visitation durch die ganze Moldau unternahm, beschreibt in düsteren Farben den Zustand der dortigen Katholiken. Nur wenige Gemeinden stehen eigentlich in geordneten Verhältnissen; überall herrscht Armut, Unzufriedenheit, Unwissenheit, erschrecklicher Mangel an Priestern, Gleichgültigkeit gegen die Kirche. Pest und Kriege haben einen Teil der Gläubigen dahingerafft; noch mehr sind zum Schisma übergetreten und damit rumänisiert worden[3]. War man ohne Geistliche, so war es kein Wunder, daß man den Glauben verließ; hatte man Priester und war mit ihnen unzufrieden, so trat man erst recht zu den Schismatikern über. In Jaschi wechselten sogar Soldaten den alten Glauben mit dem Calvins[4]. Diese traurige Lage konnte nicht gebessert werden durch Diener Gottes, wie jener ungarische Priester von Bacău, ein flotter Erzähler zwar, gebildet und auch dichterisch und philosophisch veranlagt, aber ein Lügner und Trinker, der die Gesellschaft der anständigen Leute floh wie den Teufel und Gottesdienst hielt, wo und wann es ihm einfiel, dabei aber doch eine Stütze an dem Volke fand, weil er ihm so viele Vergehen und Sünden nachließ, so daß Bandini gegen ihn nichts ausrichten konnte, ja selbst noch beim Fürsten verleumdet wurde[5]. Man sieht, es fehlte die feste Hand eines ständig im Lande residierenden Bischofs, der keine Mühe und keine Gefahren gescheut hätte, um geordnete Verhältnisse in seiner Kirche zu schaffen.

Jetzt war keine Rede mehr davon, die Moldau zu katholisieren; man mußte von der eigenen Kirche retten, was zu retten war. In

---

[1] Cod. Bandinus S. 36, 38. [2] ebenda S. 22. [3] ebenda S. 42, 76, 77—78 u. a. [4] ebenda S. 85. [5] ebenda S. 49, 57.

diesen traurigen Zeiten war es noch ein Glück für die römische Kirche, daß die Herrscher ihr nicht feindlich gesinnt waren. Die Fürsten aus dem Stamme Movilă, dem auch der berühmte und große Erzbischof von Kiew, Peter Movilă, entsproß, waren alle durchwegs polenfreundlich gesinnt, vielfach mit polnischen Magnaten verwandt, und so auch der katholischen Kirche in ihrem Lande äußerst geneigt. Jeremie Movilă hatte doch Arsengo zum Bischof befördert, und ein späterer Movilă, Moise, versicherte den französischen Gesandten bei der hohen Pforte Césy seiner „Freundschaft und seines Eifers für die katholische Kirche" [1]. Und wenn Gaspar Gratiani nach dem griechischen Ritus wie seine Untertanen leben wollte, so hätte er doch gerne eine Union zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Papste gesehen [2]. Daß andere Fürsten die alten Privilegien erneuerten oder mit dem Papste korrespondierten, ist auch ein Zeichen, daß der katholischen Kirche vom Hofe keine Gefahr drohte.

Im Gegenteil, unter den Hofsoldaten waren Katholiken verschiedenster Nationalität. Vasile Lupu, der Beschützer der Jesuiten, hielt sich einen polnischen Sekretär, Stephan Kutnarski, der großen Einfluß auf die Angelegenheiten der katholischen Kirche ausübte, allerdings nicht immer zu deren Vorteil.

Die Katholiken selbst suchten in ihren Streitigkeiten immer mehr den Schutz des Fürsten auf. Schon Lubieniecki klagte den Bischof Quirini wegen der Klosterkirche zu Bacău beim Landesfürsten an, aber Quirini lehnte prinzipiell eine Entscheidung des Fürsten als nichtkompetent ab. Diesmal freilich berief sich auch der Fürst auf den Papst und fällte selbst kein Urteil [3]. Aber auch in der Angelegenheit der Kirche zu Jaschi appellierten beide Parteien, Konventuale und Jesuiten, an den Fürsten [4]. Jedesmal aber protestierte nur derjenige Teil, der übervorteilt zu werden befürchtete, gegen ein gerichtliches Erkenntnis der „Schismatiker". Nichtsdestoweniger wiederholten sich oft die Appellationen an das Landesoberhaupt und dessen höchstes Gericht [5]. Bandini ist sogar einmal beim rumänischen

[1] Jorga, Acte si fragmente I S. 70—71. [2] Jorga, Studiĭ XX S. 50.
[3] Col. l. Tr. VII S. 311 ff. Nr. 9. [4] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 95 b. [5] ebenda fol. 121 und Cod. Bandinus S. 91.

Metropoliten verklagt worden [1]. Wiederholt wandten sich die Missionare mit ihren Klagen gegen den polnischen Bischof an die Fürsten, die auch in wiederholten Fällen über die Bischöfe die Strafe der Verbannung verhängten. Über Verfolgungen durch die Fürsten wird selten berichtet. Und wenn man sich wunderte, daß der katholische Bischof sich in die Politik des Landes nicht einmische, so gab man doch auch zu, daß der Fürst gleichgültig die katholische Predigt gestatte [2]. Nur Parcevich klagt über Georg II. Duca, daß er den Katholiken die entzogenen Güter nicht zurückgeben wolle [3].

Anders war die Lage gegenüber dem rumänischen Volke und besonders dem Klerus. Eifrige Disputationen über dogmatische Fragen, die tagelang währten [4], waren nicht geeignet, Mönche und Bischöfe zu bekehren; das Ergebnis war meist nur beiderseitige Unzufriedenheit. Und wenn Quirini am Epiphanienfeste am Gottesdienst der Orthodoxen teilnahm [5] oder Bandini zu eben dem Feste den Fürsten einlud und durch Entfaltung von Pracht und Absingen von Kirchenliedern in rumänischer und lateinischer Sprache [6] auf die Schismatiker einwirken wollte, so änderte das nichts an der Lage. Von einer systematischen Verfolgung durch den hohen Klerus der rumänischen Kirche hören wir nichts. Daß aber trotz der eifrigen Bestrebungen des Vikars P. Parcevich, dem Fürst und Metropolit die Wiederbekehrung der früheren Katholiken gern gestatteten [7], nur „einige" zum alten Glauben zurückkehrten, ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß die Übertritte nicht nur infolge der Bedrückungen geschehen sein konnten. Die orthodoxe Kirche war schon durch ihren Bestand eine ernste Gefahr für den Katholizismus; jedesmal, wenn große Wirrnisse und Enttäuschungen Unzufriedenheit unter den Gläubigen hervorriefen, nahm man seine Zuflucht zur „schismatischen" Kirche. Jeder Bericht klagt über Übertritte. Diese standen aber auch nicht minder mit dem Entnationalisierungsprozeß in Verbindung, der sich langsam, aber stetig vollzog. In dieser Richtung war das rumänische Volk gleichsam unbewußt der ärgste Feind der

---

[1] Cod. Bandinus S. 52. [2] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 102.
[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 178 und Arch. f. ö. Gesch. LIX S. 615—16 Nr. 82.
[4] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 70. [5] Col. l. Tr. VII S. 315 Nr. 9.
[6] Cod. Bandinus S. 141 ff. [7] Kurz, Magazin II, 1 S. 70.

katholischen Kirche. Das Volk in seiner Gesamtheit konnte eine Verfolgung oder Bedrückung des römischen Glaubens nicht veranstalten; natürlich gab es oft Reibungen, ja offene Feindschaft, aber an eine systematisch betriebene Propaganda gegen den Katholizismus zu denken, wäre ein Irrtum. Eine große nationale Feindschaft, die vom Volke ausgegangen wäre, hätte auch keinen Sinn gehabt; man haßte die katholische Kirche nicht, aber man hielt fest und treu zu der eigenen, ohne die anderen Mitbewohner in ihrem Glauben zu stören. Gegner der Katholiken waren die Rumänen insofern, als sie eben da waren und in ungeheurer Mehrheit mit gut organisierter Kirche, die sie trotz ihrer vielfachen Mängel als ihre Mutterkirche mit nationalen Priestern ehrten und liebten. Überall von Rumänen umgeben, ist es kein Wunder, daß viele der einstigen Fremden infolge jahrhundertelangen Zusammenlebens in ihnen aufgingen. Verloren sie einmal ihr Nationalbewußtsein, so war meist auch ihr Glaube dahin. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn so oft berichtet wird, daß da und dort keine Spur der früheren Gläubigen der römischen Kirche vorhanden ist, daß auch die Kirchen nicht mehr existieren; alles hätten die Walachen usurpiert. Es war meist keine Usurpation, denn die einstigen Katholiken waren nicht gewaltsam vertrieben, sondern vom stärkeren Volksstamme aufgesogen worden. Phasen dieses Prozesses lassen sich noch erkennen, wenn von Ungarn berichtet wird, die ihre Sprache nicht mehr verstehen, oder von Sachsen, die ganz zum Schisma übergetreten sind, oder wo auf die geringe Zahl der Katholiken hingewiesen wird, im Gegensatz zu einer viel größeren Anzahl in früherer Zeit wie in Baia. Zwar klagen die Missionare meist nur über den Glaubenswechsel, doch aus ihren Berichten ersieht man ähnlich wie aus dem Bandinis, daß dieser Glaubenswechsel mehr bedeutete, als einen einfachen Übertritt zu einer anderen Kirche. Wenn 1661 in Piatra nur noch Spuren einer katholischen Kirche vorhanden waren, während selbst die Erinnerung an die einstigen ungarischen Katholiken geschwunden war [1], oder wenn der Vizepräfekt Koiosewicz in Cotnar, das meist von Sachsen bewohnt war, in demselben Jahre einer vom dortigen katholischen Seelsorger in

[1] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 68.

rumänischer Sprache gehaltenen Predigt beiwohnte [1], so ist das ein Zeichen, daß das rumänische Volk vor allem entnationalisierte. Diese Erscheinung zog die andere nach sich. Diesen Prozeß hätte man nur aufhalten können durch ein bewußtes Entgegenwirken und vor allen Dingen durch ein einheitliches Vorgehen. Gerade diese Einheitlichkeit fehlte auch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Wie weit entfernt man davon war, zeigt am besten der Bericht über eine durch den bekannten Bischof Stephan Athanasius Rudzinski vom 27. April bis zum 1. Mai 1663 in Bacău abgehaltene Synode. Dieser Bericht von zwanzig Seiten großen Formats, der sich im Wiener k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv [2] findet und vom Bischof selbst stammt, gibt uns nicht nur Aufschluß über die Beschlüsse der Synode, die letzterer selbst nicht anders als „pauperrima Synodiuncula" zu nennen wagt, sondern er wirft auch ein eigentümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse in der katholischen Kirche. Die Erfahrungen, die Rudzinski auf einer dreimonatigen Inspektionsreise durch die Moldau gesammelt, waren recht traurig: die etwa fünfundzwanzig Kirchen befanden sich in beklagenswertem Zustand; Säkular- und Regularkleriker gab es nur in verschwindender Anzahl, Missionare keine, es sei denn zwei Jesuiten in Jaschĭ und Cotnar, und einen Konventualen an der Kirche zu Baia. Die Gläubigen, die auch aus „Scythien", das heißt der heutigen Dobrudscha, herbeigeeilt waren, weinten vor Rührung, als ihnen der Bischof in Bacău vier Geistliche ordinierte [3]. Mit diesen vier faßte

---

[1] ebenda unter „Cothnar".

[2] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI zw. fol. 95 und 96, von mir fol. 95 b bezeichnet. Der Bericht, der eigene Paginierung hat, trägt die Unterschrift des Bischofs, der vier auf der Synode ordinierten Geistlichen und des Notars Suedoviewski. Zur Linken der Unterschriften sieht man noch die Spuren eines roten Siegels aus Wachs.

[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 95 b S. 1—2. Von den vier Geistlichen brachte Rudzinski zwei mit, zwei fand er dort. Joh. B. Berkuczi erhielt als „Rector et Parochus" Cotnar mit andern vier Kirchengemeinden, Anton Rzeczkowski Baia, Suceava und Neamtz zugewiesen; Michael Repcion wird Presbyter in Săbăoanĭ und den dazugehörigen Ortschaften, Roman mit inbegriffen. Der vierte, ein Ragusaner, Johannes Zlatanij, hatte die Seelsorge in Huschĭ und Bârlad, daneben noch in Galatzĭ zu verrichten. Ebenda S. 3—8.

er die Beschlüsse der Synode gegen die Mißbräuche, die allenthalben in die Kirche eingedrungen waren.

Mit den Gütern der Kirche sollte kein Wucher mehr getrieben werden, die Priester wurden angehalten, sich mehr um die Kirche als um die Weingärten zu kümmern. Wein sollten sie von nun an nicht mehr glas- und maßweise verkaufen; wohl dürften sie ihn aber „honeste et licite per se et suos amicos cum doliis vendere". Selbst das Halten von Schankstätten war ihnen nicht direkt untersagt, sofern der Verkauf in den Händen Weltlicher lag [1]. Da das Volk, mit solchen Priestern bedacht, sich ganz entwöhnt hatte, Zehnt zu entrichten, sollten die Pfarrer die Gläubigen dazu wieder auffordern und ihnen auf Grund der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments und der kirchlichen Kanones klarmachen, daß man auch für den Lebensunterhalt der Geistlichen sorgen müsse [2]. Den fremden Presbytern (presbyteri adventicii) wurde sehr strenge verboten, noch geistliche Funktionen zu verrichten, falls sie keine bischöflichen Empfehlungsschreiben hätten [3]. Und nun kam auch noch der Streit mit den Missionaren hinzu. Rudzinski selbst hatte mit ihnen immer auf gespanntem Fuß gelebt [4]; manche seiner Anklagen mögen ungerechtfertigt sein, die Synode wurde ja nur durch ihn und die von ihm ordinierten Geistlichen abgehalten. Wenn die Missionare besonders der Habsucht angeklagt werden, so stand es ja um die anderen weinverkaufenden Priester auch nicht besser. Jene wurden beschuldigt, daß sie, unzufrieden mit dem Stipendium von der Kongregation und den Kontributionen der Gläubigen — die aber meist ausblieben, genau so wie das Stipendium von der Propaganda —, den Katholiken auf dem Sterbebette Schenkungen von Weingärten, Bienenstöcken und dergleichen für die Kirche abschwindelten und diese Güter für sich selbst behielten. Die Testamente wurden für ungültig erklärt, bis die Entscheidung des Papstes komme. Aber man darf es nicht nur den Missionaren zur Last legen, daß bei den Schismatikern der Glaube entstand, die katholische Geistlichkeit sei besonders habsüchtig und geldgierig, und dadurch Anstoß erregt wurde. Denn nicht nur die Missionare erließen den Gläubigen die Sünden um Geld oder „Ochsen oder Schafe oder

---

[1] ebenda S. 9, 10. [2] ebenda S. 11. [3] ebenda S. 12. [4] Siehe oben S. 57 ff.

ähnliche bewegliche Güter" [1]. Es war eben wieder der alte Streit um die Kompetenz zwischen Bischöfen und Missionaren entflammt, der auch in dieser Synode das treibende Moment gegen die letzteren bildete.

Die Missionare kümmerten sich gar nicht um die Bischöfe; sie hielten sich für exempt: daher die bitteren Klagen Rudzinskis, daß Missionare und Religiosen unter dem Vorwande ihrer Mission sich über jede Obrigkeit hinwegsetzten, ein Leben ohne Gottesfurcht führend. Dieser Ungehorsam führte aber zu Verwicklungen, denn sobald der Bischof über sie ein Kontrollrecht ausüben wollte, wandten sie sich kurzerhand an den Fürsten und appellierten an die schismatischen Gerichte. So klagt Rudzinski, daß er selbst von Thomasius dreimal vor dem Gericht angeklagt und von den Schismatikern abgeurteilt wurde. Daher der Beschluß der Synode, sich an den Papst zu wenden, daß er auf Grund der Konstitutionen Martins V. und Gregors XIII. über das Vorrecht der Bischöfe, sich nicht vor ein weltliches Gericht stellen zu müssen, Ordnung schaffe und die Missionare anhalte, an den Nuntius zu appellieren, wenn sie schon unzufrieden wären, oder an den Erzbischof von Lemberg, dem ja die Kirche der Moldau untergeben sei [2]. Am Schluß der Synode wird noch über die Angelegenheit der Kirche von Jaschi verhandelt. Um diese Kirche, die damals in Ruinen lag, stritten Konventuale, Jesuiten und die Parochialen; es wurde schließlich auf Grund eidlicher Aussagen festgestellt, daß die Kirche nie Besitz eines Ordens gewesen sei, sondern immer den Parochialen gehört habe; demgemäß sollten sich die Jesuiten, die überdies der groben Fälschung von Testamenten beschuldigt wurden, mit den zwei Häusern, die sie von Kutnarski und einem anderen Polen erhalten, und mit den vielen Geldschenkungen zufrieden geben [3]. So urteilt die Synode. Der Gegensatz zwischen Missionaren und dem Bischof erhellt auch aus dem Bericht des Bischofs über eine „Synode" der Missionare von 1659 in Trotusch, der in der Conclusio und Informatio des ganzen Berichts für die Kongregation enthalten ist. Bulgarische Observanten und Jesuiten hätten sich auf jener Synode in die Seelsorge geteilt,

[1] Auch die „Rektoren" gestatteten den Gläubigen gegen geringes Entgelt, an Sonn- und Festtagen zu arbeiten. Ebenda S. 9.

[2] ebenda S. 10, 11—13. [3] ebenda S. 14—18.

die besseren Pfarren, Bacău, Trotusch, Galatzi sollten von den ersteren verwaltet werden, die anderen, vor allem Jaschi und Cotnar, blieben der Sorge der Jesuiten anheimgestellt, ein Bischof sei gar nicht nötig; er könne sich ja auch nicht erhalten! Dagegen protestiert nun die Synode von Bacău; wohl könne ein Bischof bestehen und daneben noch zwölf Priester, auch ohne Hilfe von der Kongregation [1]. Doch erwartete man die letzte Entscheidung der Kurie. Vor allem aber mögen Papst und Kardinäle für Geistliche und Kantoren sorgen: in Jaschi habe man seit elf Jahren keinen Kirchengesang mehr gehört. Denn die Jesuiten trieben eher Handel. Das war die einzige Synode im siebzehnten Jahrhundert, von der wir gerade durch den Bericht des Bischofs Genaueres erfahren. Sie blieb auch ein vereinzelter Versuch, denn später hören wir überhaupt fast nichts mehr von den Inhabern des Bistums zu Bacău. Die traurigen Zustände, die auf den Verhandlungen der Synode zur Sprache kamen, erfahren ihre Bestätigung ebenso durch die Missionare. Nur zwei Jahre vorher, 1661, faßt der Vizepräfekt Blasius Koiosewicz die Ergebnisse seiner gewissenhaften Visitation in folgendem zusammen [2].

Wohl war die Gemeinde Cotnar reich an Weingärten, hatte eine schöne Kirche mit mehreren Kapellen, schönen Kirchengeräten, daneben zwei Häuser; der dortige Pfarrer sorgte auch für die zwanzig Katholiken zu Hârlău, wo auch eine Kirche „gewesen zu sein scheint".

Baia hielt sich noch besser; aus seinen Weingärten bezahlte es den Geistlichen, die Kirchen waren in gutem Zustande; allerdings war die Zahl der Katholiken, die seit neun Jahren keinen Bischof gesehen, ziemlich herabgesunken. Und schon waren die Schismatiker in der Stadt in der Mehrzahl. Auch in Suceava mit seinen sechsundvierzig katholischen Seelen hätte sich ein Pfarrer ganz gut erhalten können [3]. Aber sonst war die Lage der Katholiken durchaus nicht beneidenswert; über so viele Dörfer in kleinen Gruppen zerstreut, ohne Geistliche, ohne von einem Bischof gehört zu haben, waren sie ihrem Schicksal überlassen. Manche hatten noch das Be-

[1] ebenda S. 18—19.

[2] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 68 ff. Die Visitation fand vom 7. Juni bis gegen Ende Juli 1661 statt; der Bericht ist noch im selben Jahre geschrieben.

[3] ebenda fol. 68.

wußtsein, Ungarn zu sein, sprachen aber meist rümänisch, anderswo ist auch ihr Name verschwunden, und nur stille Ruinen von Gotteshäusern zeugen von katholischem Leben in der Vergangenheit[1]. Hie und da gab es auch ungarische Priester von gutem Ruf, im ganzen aber bot die katholische Kirche ein trostloses Bild dar. Und in Bacău, das das Herz des Katholizismus hätte sein müssen, war die Kirche des heiligen Nikolaus mitten in der Stadt von Grund aus zerstört. Geräte waren nicht zu finden, ein Geistlicher hätte nicht leben können; nur noch der Friedhof stand, von einem bulgarischen Observanten bewacht. Observanten versahen den Gottesdienst auch in der anderen, der heiligen Jungfrau gewidmeten Klosterkirche, die eine so bewegte Vergangenheit hatte und, oft von den Mönchen verlassen und von den polnischen Bischöfen der Geräte und Schätze beraubt, bei der Ankunft Bandinis 1644 sogar von schismatischen Mönchen besetzt gewesen sein soll[2]. Zwar hielten sich hier die Ungarn besser, sie sprachen ihre Sprache, hatten Lehrer für ihre Kinder. Welch Bild bot aber Galatzĭ! Die Kirche, die 1660 einem großen Brand zum Opfer gefallen, ward zwar bald wieder aufgebaut, die Gläubigen aber auch im Alter von dreißig und vierzig Jahren waren nicht imstande, das Kreuz zu schlagen oder das Vaterunser aufzusagen[3]! Noch verlassener waren die Katholiken in Cirbuciuk unter Tatarenherrschaft, wo sie nur von Glaubensgenossen aus Galatzĭ aufgesucht wurden, die sich vor den zu hohen Tributforderungen des Fürsten dorthin flüchteten[4].

Man wartete auf die Ankunft des Bischofs — vergebens; man wartete auf die von der Propaganda versprochenen Missionare — vergebens. Eine kanonische Visitation war — schreibt derselbe Koiosewicz 1662 — seit vierzehn Jahren nicht mehr. Eine Synode? Man wisse nicht, was sie sei. Die Kirchen waren ohne Geistliche; die Gotteshäuser, die einst in höchster Ehre gestanden, auch bei den Rumänen, seien nun verlassen, kein Bischof erscheine, um die

---

[1] Anderswo sieht man nicht einmal Ruinen; vgl. fol. 68—70 unter Piatra, Neamt (Neme), Targseret (Tärgusărat), Mănesti, Vaslui u. a.

[2] ebenda fol. 68—69; unter Baccovia.

[3] Bericht des dortigen Pfarrers Antonio Rossi da Mandaino, wahrscheinlich aus dem Jahre 1663. W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 127.

[4] Schreiben desselben aus dem Jahre 1665. Ebenda fol. 168.

Kirche zu festigen und zu verteidigen; viele traten infolgedessen zum Schisma über [1]. Ein ungarischer Jesuit konnte sich die Rumänisierung der Ungarn nur durch die „Nachbarschaft" der Rumänen erklären; zu ihrer Rettung schlug er vor, wieder ungarische Priester, die aber auch der rumänischen Sprache kundig sein müßten, in die bedeutendsten Ortschaften zu senden, in erster Linie Jesuiten. Wolle man etwas erreichen, so müsse unablässig die Seelsorge geübt werden [2].

Urban VIII. hatte die Zahl der für die Moldau bestimmten Missionare erhöht, und wirklich gab es, besonders in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, sehr viele italienische Konventuale, die den größten Eifer für die Kirche bezeigten. Bald hatten sie Präfekten oder wenigstens Vizepräfekten. Oft wurde, wie dies bei Vito Piluzio der Fall war, ihre Zeit von drei auf sechs Jahre und noch mehr verlängert. Sie versahen zum größten Teile die Seelsorge in Baia, in Jaschĭ, in Cotnar, in den kleinen Gemeinden, die in den Bergen versteckt lagen; überall wirkten diese Missionare bis hinab an die Donau; sie bereisten weit und breit das Land. Aber sie verstanden meist weder die Sprache des Landes noch die ihrer Pfarrkinder; und dann waren sie auch nicht ständig an einem Orte. Ortspfarrer gab es ja äußerst wenige, nicht nur Bandini, auch Thomasius klagt häufig über die „grandissima carestia di sacerdoti"; nicht minder schwer empfindet Parcevich diesen Mangel. Auf bestimmte Zeit ins Land geschickt, konnte auch der tüchtigste unter ihnen mitten in seiner Tätigkeit abberufen werden, ohne daß sich immer ein geeigneter Nachfolger fand. Andererseits mußten die Konventualen in Streit geraten mit den Jesuiten von Jaschĭ. Bacău, wo schon früher bulgarische Observanten, die der ungarischen Franziskanerprovinz angehörten, tätig waren, wurde hauptsächlich auf Betreiben Parcevichs an die ungarischen Observanten von Csik abgetreten.

So war also auch die Seelsorge nichts weniger denn einheitlich; der Einfluß der Jesuiten erstreckte sich meist auf Jaschĭ und Cotnar.

---

[1] ebenda fol. 60.

[2] ebenda fol. 142—47. Zwei Berichte aus dem Jahre 1665 über die Moldau und Walachei. Der ungenannte Verfasser muß ein ungarischer Jesuit sein, da er die Ortsnamen alle ungarisch schreibt und überall bemüht ist, den hohen Wert der Jesuiten hervorzuheben.

In Suceava, wo Polen lebten, wurden sie auch gern gesehen, kamen sie doch aus Polen. Die Streitigkeiten, die zwischen Observanten und Konventualen ausbrachen, waren, wenn auch darüber an die Kurie berichtet wurde [1], doch mehr innerer Natur, sie hingen mit der Geschichte des Franziskanerordens zusammen, war doch der apostolische Vikar und Visitator Gabriel Thomasius ein Observant und ebenso B. Koiosewicz, der Vizepräfekt der Mission, mit der die italienischen Konventualen betraut waren; sie vertraten eben die italienische Mission wie auch M. Bandini und P. Parcevich. Anders gestaltete sich der Gegensatz zwischen Jesuiten und Konventualen; jene vertraten neben den Ideen ihrer Gesellschaft auch die Sonderbestrebungen ihrer Provinzen, während die Konventualen sich als die eigentlichen und allein berufenen Missionare der Moldau betrachteten. So kam es zum offenen Bruch zwischen ihnen und den Jesuiten. 1643 waren unter Vasile Lupu zwei ungarische Jesuiten nach Jaschĭ gekommen, nach sechsjähriger Tätigkeit wurden sie durch polnische abgelöst, die sich auch in Cotnar niederließen und ihre Wirksamkeit auch auf andere Gemeinden ausdehnten [2]. Der Fürst war ihnen gewogen, schenkte ihnen ein Haus und versprach ihnen, auch eine Schule bauen zu wollen [3]. Unterstützt am Hofe durch Kutnarski, des Beistandes reicher Polen sicher, erwarben sie sich allmählich großen Reichtum durch verschiedene Schenkungen. Mit dem Bischof schlossen sie 1664 einen Vergleich, wobei ihnen hauptsächlich die Sorge für die Predigt und der Jugendunterricht überlassen wurde [4]. Mit den Konventualen in Jaschĭ aber gerieten sie wegen der Parochialkirche in Streit. Durch ihren großen Einfluß hatten sie bald die Konventualen von hier verdrängt, und es war ihnen auch gelungen, sich mit den Gläubigen oder wenigstens mit einem Teile von ihnen zu verständigen. An der Kirche, deren Ursprung natürlich trotz der einander widersprechenden Zeitangaben auf Margareta zurückgeführt wird, und die auf einem vom Sachsen Daniel geschenkten [5] Grundstück erbaut worden war, waren Franziskaner und Dominikaner tätig gewesen, zuletzt Konventuale von

---

[1] Hurmuzaki VIII S. 517 Nr. 732.
[2] J. Ardeleanu, Istoria Oradeĭ Marĭ I S. 133—34.
[3] Cod. Bandinus S. 84. [4] Ardeleanu a. a. O. I. S. 135.
[5] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 62.

Konstantinopel [1]. Nun trachteten die Jesuiten, sich in den Besitz des Grundstückes, da die Kirche von den Tataren verwüstet war, zu setzen, stießen aber auf den harten Widerstand der Konventualen. Nach langen, heftigen Streitigkeiten, in welchen beide Parteien die Hilfe des Fürsten und des Hofes anriefen, gelang es den Jesuiten doch, nachdem nun die Kirche von den Kosaken auf ihrem seltsamen Brautritt um Vasile Lupus Tochter gänzlich eingeäschert worden war, das Grundstück von den Gläubigen, die den Konventualen Unkenntnis ihrer Sprache und allzu freien Lebenswandel vorwarfen, zu erwerben unter der Bedingung, daß sie eine Kirche erbauten, den Gottesdienst unentgeltlich verrichteten und ebenso die Toten bestatteten [2]. Die Patres waren auch in den Besitz der Weinberge gelangt und hatten außerdem noch zwei Wirtslokale erworben und sich in geschickter Weise von den Gläubigen viele Schenkungen machen lassen [3]. Daß aber nicht alle damit einverstanden waren, ersieht man aus den Klagen auf der Synode von 1663. Die Kirche oder vielmehr das Grundstück, wo sie früher war, wurde, soweit es noch vorhanden war, denn den größten Teil hatten die Rumänen besetzt, von der Gemeinde zurückverlangt; die Jesuiten möchten sich begnügen mit ihren Häusern, den 12 000 Gulden Schenkungen, sowie den jährlichen Einkünften und den 58 subditi, das wäre wohl genug für zwei Patres! Für die Kirche hätten sie ja ohnehin nichts gespendet, sondern alles in ihre Provinz nach Lemberg gesandt [4]. Aber noch 1670 mußte Parcevich die Jesuiten dreimal zur Rückgabe des Grundstückes und zur Zahlung von 350 Gulden für die zum Bau der Kirche bestimmten Steine, die sie an den Fürsten Stefănițā Lupu abgetreten hatten, auffordern. Die Gläubigen wollten nun gar nichts mehr von den Jesuiten wissen, da sie ihnen auch die versprochenen Schulen nicht errichtet hätten [5]. Später, als die Präfekten der Mission ständig in Jaschi wohnten, mußten sich die Jesuiten

---

[1] ebenda fol. 60.

[2] Der Akt vom 23. Januar 1660, unterschrieben von den Seniores der Gemeinde, worunter auch rumänische Namen wie Georgius de Szorogar (= Ciorogar) sich finden, ist am selben Tage von dem Vikar Koiosewicz bestätigt. W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 37.

[3] ebenda fol. 70. [4] ebenda fol. 95 b.

[5] Hs. d. rum. Akad. Col. Vl. Ghika fol. 491—92.

wieder mit den Franziskanern in die Seelsorge teilen[1]. Aber auch in Cotnar nahmen die Gläubigen mit ihrem Pfarrer an der Spitze wegen der Weinberge Stellung gegen die Jünger Loyolas[2]. Während aber die Jesuiten trotz ihrer Energie, mit der sie ihre Interessen, die nicht immer die der Kirche waren, verfochten, und trotz ihrer fieberhaften Tätigkeit, ein räumlich geringeres Betätigungsfeld hatten und die Observanten von Bacău sich allenfalls noch in einigen ungarischen Pfarren aufhielten, war das eigentliche Missionsgebiet der Konventualen das ganze Land.

Zuerst war Baia das Zentrum oder wenigstens der Ausgangspunkt ihrer Tätigkeit. Obwohl die Mission eigentlich schon seit 1625 bestand und nach Vitos Angaben ihren ersten Präfekten in Pr. Angelo da Sonnino[3] hatte, so entbehrte sie in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einer strafferen Leitung; die Missionare waren zerstreut, sich selbst überlassen, in Streit mit den Bischöfen und Priestern, oft auch mit den Gläubigen. Erst mit Vito Piluzio kommt an die Spitze der Mission ein Präfekt von außerordentlicher Energie, kundig der Sprache des Landes, reich an Erfahrung und Menschenkenntnis, angesehen am Hofe, ein Mönch von unbeugsamem Willen, der in den drei Jahrzehnten, die er in der Moldau unter großen Entbehrungen verbracht, es redlich versucht hatte, die Mission zu organisieren, alle verfügbaren Kräfte um sich zu sammeln, um dem drohenden Untergange des Katholizismus zu begegnen. Etwa 1653[4] scheint Vito zum erstenmal in die Moldau gekommen zu sein; als einfacher Missionar wirkte er zehn Jahre lang in Baia, wobei er auch wohl Leiter der Mission war, da noch 1659 geklagt wurde, daß die Mission ohne Präfekt sei. Zehn Jahre

[1] Ardeleanu a. a. O. I S. 137—138.

[2] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 67.

[3] Januar 1632 wird der Konventuale Angelo da Sonnino nebst einem andern Frater dem Fürsten der Moldau durch den französischen Gesandten von Konstantinopel empfohlen. Iorga, Acte si fragm. I S. 73. Vgl. auch Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 475.

[4] Der Cotnarer Pfarrer lobt 1662 die zehnjährige Wirksamkeit Vitos in der Moldau (W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 86); auch Thomasius rühmt am 30. Dez. 1662 die zehnjährige Tätigkeit Vitos (ebenda fol. 90). Vito selbst schreibt am 18. Okt. 1664, daß er zehn Jahre lang Missionar in Baia war (ebenda fol. 132).

lang hielt er an jedem Feiertag Predigt beim Gottesdienst, auch in rumänischer Sprache, in der er auch einen Katechismus, eine Doctrina christiana schrieb [1]. Einheitlichkeit herrschte übrigens auch in der Leitung der Mission nicht, wohl durch die Schuld der Propaganda; denn Gabriel Thomasius, der am 1. Oktober 1658 zum apostolischen Visitator Siebenbürgens und der Walachei ernannt wurde [2], nennt sich selbst 1662 „apostolischer Vikar der Moldau und Walachei und Siebenbürgens, apostolischer Kommissar [3]", ein andermal [4] Präfekt, und Blasius Koiosewicz erscheint 1660 als „Episcopi Bacoviensis et Valachiae in spiritualibus et temporalibus Vicarius et Officialis Generalis", 1661 führt er im Bericht über seine Visitation den Titel „Rev. Patris Gabrielis Tomasi Vicarii Apostolici et Praefecti ejusdem Moldaviae, Vicarius (!) Missionisque Vice Praefectus", und am 1. August 1662 nennt er sich „Vicarius et Officialis Episcopalis per Moldaviam" [5]. Thomasius war übrigens Kustode der Observanten in Siebenbürgen geworden und tat sich mehr in der Walachei hervor als diplomatischer Gesandter des dortigen Fürsten. Aber die Tätigkeit Vitos fand volle Anerkennung und machte Eindruck auch auf ihn [6]. Seit 1663 bekleidete Vito dann wirklich die Würde eines Präfekten der Mission und entfaltete als solcher seine Tätigkeit, unterstützt von drei anderen Konventualen, von denen der eine in Trotusch, der andere in Galatzi wirkte, der dritte, der an der Grenze der Moldau gegen Siebenbürgen in dem Hause eines „Nobile" wohnte, für die Gebirgsdörfer bestimmt war [7]. Nach sieben Jahren fand er zwar die Last zu groß, er schützte auch eine schwere Krankheit vor, bewarb sich aber doch um das Vikariat von Bacău, das er endlich zugleich als Erzbischof von Marcianopel 1679 erhielt und das er seit 1683 nach dem Tode des Bischofs Dluski ganz unabhängig, gleichsam mit bischöflicher Vollmacht ausgestattet, verwaltete [8]. Bis 1687 wirkte er in der Moldau mit kurzen Unter-

---

[1] ebenda fol. 86. Vgl. auch: Vito Piluzzi, Dottrina christiana tradotta in lingua Valacha. Roma 1677. [2] W. St. A. Transylv. XXVII, fol. 61.

[3] ebenda fol. 65. [4] ebenda fol. 172.

[5] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 37; fol. 68; fol. 60.

[6] ebenda fol. 90. [7] ebenda fol. 162.

[8] Col. l. Tr. 1883 S. 155 Nr. 3; 157 Nr. 4; 159—60 Nr. 5. Eubel, Röm. Quartalschr. XII S. 114; daß er am 23. Dez. 1679 durch Papst Inno-

brechungen; 1676 scheint er sich noch einmal auf einige Zeit nach Rom begeben zu haben. 1689 starb er. In seiner langen, mehr als drei Jahrzehnte dauernden Tätigkeit hatte Vito Gelegenheit, von Grund aus die Lage der Kirche kennen zu lernen; er selbst berichtet über seine Visitation von 1661, 1668 und 1682; auch eine „Beschreibung der Moldau", wahrscheinlich aus dem Jahre 1663, hat er hinterlassen [1]. In dieser langen Zeit war ihm keine Sorge und keine Enttäuschung erspart. Gleich nach seiner Rückkehr von Rom als Präfekt bricht noch einmal der alte Streit zwischen Bischof und Missionar in voller Heftigkeit aus. Der Bischof hatte während Vitos Abwesenheit in Baia um 100 Gulden zur höchsten Empörung der Gläubigen einen ihm ergebenen Priester eingesetzt und dem Volke verboten, den Missionaren, denen er die Anerkennung verweigerte, das gewohnte Almosen zu geben [2]. Vito bedrohte er mit der Exkommunikation, von der Propaganda wollte er nichts wissen. Vito stützte sich auf die Propaganda und sein gutes Recht. Er schützte die Missionare, das Volk war auf seiner Seite. Es wollte nichts gemein haben mit den vom Bischof eingesetzten Geistlichen, lauter Trinkern und Apostaten, von denen einer nach einer Flucht in die Türkei in ein schismatisches Kloster eintrat, um nachher in Siebenbürgen wieder als katholischer Geistlicher aufzutreten [3]. Trotzdem versuchte Vito eine Verständigung; wenn aber der Bischof noch grollte, blieben Vito von dieser Seite Schwierigkeiten später erspart, da die Bischöfe ihre Diözese immer mehr vergaßen. Sein Amt als Präfekt war ohnehin schwer genug. Eine Mission, die so wenig unterstützt wurde wie die moldauische, konnte sich nur schwer erhalten. Die italienischen Missionare vor Vito waren meist nicht

---

cenz XI. zum Bischof von Bacău ernannt worden sei (Hasdeu, Archiva istorică I, 1 S. 176 Nr. 262) ist ein Irrtum, er ist nur zum Vikar und Koadjutor ernannt worden.

[1] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 102—03. Ein Sommario dieser „Descriptio Moldaviae" nennt sie „Relazione della Missione di Moldavia lasciata dal P. Vito Pilutio Prefetto della Missione di Minoriti Conventuali in quella Provincia". Ebenda fol. 96. — Punkt 39 in der Descriptio spricht Vito von seiner Reise nach Rom, die 1662 noch vor seiner Ernennung zum Präfekten erfolgt war. Vgl. ebenda fol. 85, 90, Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 476—77. [2] Col. VI. Ghika fol. 476—77.

[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 117—20.

lange geblieben; als dann Angelo d'Assisi infolge seiner vielen Ausschreitungen und des Ungehorsams gegen den polnischen Nuntius von diesem verjagt wurde und die Propaganda keine Missionare mehr schickte, blieb Vito neun Jahre lang allein. Und erst als er nach Rom ging und drohte, nicht mehr zurückkehren zu wollen, versprach man, ihm sechs Missionare mitzugeben [1]. Freilich finden wir später weniger in der Provinz, und Vito hatte Mühe, auch diese zusammenzuhalten. Gar mancher freute sich, wenn die drei Jahre vergangen waren, denn sie blieben meist ohne Unterstützung von Rom wie ihr Präfekt, und die 35 Scudi [2] jährlich waren sicher auch nicht verlockend. Sie mochten auch nicht immer damit einverstanden sein, daß Vito ihre Missionszeit immer verlängern wollte, wenn sie es schon nicht vorzogen, wie Fr. Simon da Orti [3], in Polen zu bleiben und Mangel an Mitteln zur Reise vorzuschützen.

Und gerade Missionare hätte Vito gebraucht, um die vielen Mißbräuche in der Kirche zu beseitigen. Vor der Mission lebten ja die Katholiken, schrieb Vito, „wie Lutheraner und aßen Fleisch am Freitag und Sonnabend, ohne von ihren aus Ungarn stammenden verheirateten Priestern daran gehindert zu werden" [4]. Manche Gläubige waren nicht einmal getauft, andere verjagten ihre Frauen und heirateten zum zweitenmal, ohne sich um die Kirche zu kümmern. Die Priester selbst, die es verschmähten, Klerikerkleidung zu tragen, waren nicht zahlreich und blieben meist nicht lange. Ihre Bildung war gering, nur der von Baia war „bacceliere" und der von Cotnar hatte seine Studien im Kollegium der Propaganda genossen. In Jaschi und Cotnar gab es noch Jesuiten von gutem Lebenswandel [5]. Eigentlich gute Katholiken waren nur in Baia und Cotnar. Nur hier wurde regelmäßig Messe gelesen und Vesper gehalten. Beide Städte hatten reiche Kirchen, wenn auch besonders Cotnar durch die Verfolgung des Fürsten Stefan Raresch viel Einbuße erlitten hatte [6].

Die Lage der Katholiken hatte sich auch in den letzten Jahren

[1] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 476.
[2] Col. l. Tr. 1883 S. 149 Nr. 1.
[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 160, 162, 165, 166.
[4] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 477.
[5] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 102—03; Col. l. Tr. 1883 S. 262 Nr. 11. [6] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 477.

während der Präfektur Vitos nicht gebessert; sein letzter Bericht klingt nicht zuversichtlicher. Zwar hatte er Freude an manchem Missionar und manchem Priester, aber anderswo lagen die Kirchen verlassen da, die Gläubigen waren in die Wälder geflüchtet infolge der unruhigen Zeiten. In Bacău, dem Sitz des Bistums, das er nun verwaltete, mußte er in einem hölzernen Hause Gottesdienst halten, und bitter fügt er hinzu, niemand werde ihm glauben, daß er mit seinem Kaplan manchmal kaum etwas zum Essen hatte [1]. Wie oft hatte er nach Rom geschrieben, wie oft die ihm versprochene Unterstützung verlangt für sich und die Missionare, doch von Rom kamen nur beruhigende Versicherungen. Und resigniert schreibt einmal Vito [2]: „ich lebe von der Hoffnung". Eine Mission, geleitet von eifrigen Missionaren, aber ohne Unterstützung gelassen in einer armen Kirche, Bischöfe, die nur von Luxus träumten, habsüchtige Priester, die sich am Kirchengut vergriffen oder gar im Hause irgendeines schismatischen Geistlichen gegen Papst und Glauben sprachen, ist es da nicht begreiflich, daß die Gläubigen von Baia in Abwehr der Übergriffe ihres Priesters erbittert ausriefen: „illae parvae res, quas habent Ecclesiae, sunt nostrae res" und mit dem Übertritt zur rumänischen Kirche drohten?

War Vito als bescheidener, einfacher Missionar in die Moldau gekommen, so erhielt P. Parcevich [3] das Vikariat, als er schon den Titel eines Erzbischofs von Marcianopel trug und auf eine nicht unbedeutende diplomatische Tätigkeit zurückblicken konnte. Aus einer bulgarisch-bosnischen Dynastenfamilie stammend, kam er nach glänzenden Studien in Loretto und Rom als Doktor der Theologie und des kanonischen Rechts zum erstenmal mit Marcus Bandini 1644 in die Moldau als dessen Vikar, und nicht nur Vikar, sondern auch Sekretär, Kaplan, Beichtvater, Amtsbote und Küchenjunge. Doch schon nach kurzer Zeit trat er ins politische Leben ein; er gehörte zu jenen Männern, die an eine Befreiung der Balkanvölker unter der Leitung des walachischen Fürsten Mateĭ Basarab als des „Generalissimus des Orients" und mit Hilfe Österreichs, Polens

---

[1] Col. l. Tr. 1883 S. 262 Nr. 11. [2] ebenda S. 155, 159—60 Nr. 3 und 5.

[3] Siehe über ihn: Graf Pejacsevich: Peter Freiherr von Parchevich, Erzbischof von Marcianopel im Archiv für österreichische Geschichtsforschung Bd. LIX. Wien 1880.

und der venetianischen Republik dachten. Deshalb unternahm er auch eine Reise nach Warschau, Wien und Venedig; und als dieser Befreiungsplan infolge der Untätigkeit dieser drei christlichen Mächte nicht ausgeführt werden konnte, wurde Peter Parcevich als kaiserlicher Gesandter ebenfalls in diplomatischer Mission zum Kosakenhetman Bogdan Chmielnicki geschickt. Nachher wirkte er als Priester und Bischof in Wien, wo er den walachischen Fürsten Georg II. Ghika zum Katholizismus bekehrte, erhielt dann ein Dekanat in Mähren, nachdem er sich 1656 bei seiner Ernennung zum Erzbischof von Marcianopel vergebens um das Vikariat der Moldau beworben hatte. Endlich wurde er am 7. Mai 1668 apostolischer Vikar und Administrator der Moldau. Mit einer solchen Vergangenheit war es ihm sicher nicht leicht, sich wieder an das bescheidene Leben eines moldauischen Vikars zu gewöhnen. War seine ganze marcianopolitanische Erzdiözese im wahrsten Sinne des Wortes in partibus infidelium [1], so hoffte er wenigstens, in der Moldau dem Katholizismus zum Aufschwung verhelfen zu können. Die Verbindungen, die er überall auf seinen diplomatischen Reisen angeknüpft hatte, seine frühere Tätigkeit als Missionar in der Moldau, seine Vertrautheit mit der Landessprache, schienen ihn zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Aber er fand sehr traurige Verhältnisse vor; infolge der immer höheren Auflagen, die durch das Steigen der türkischen Tributforderungen verursacht wurden, war die Moldau äußerst verarmt, und wegen der Unsicherheit des Lebens zogen viele nach Polen oder in die Walachei, die ungarischen Katholiken aber zum größten Schaden der Kirche nach Siebenbürgen [2]. Zwar fand er dreizehn Priester und Missionare, darunter nur drei italienische Konventuale, in acht Parochialgemeinden; viele mußten aber wegen knapper Subsistenzmittel Handel treiben, um sich erhalten zu können. Die polnischen Jesuiten von Jaschi hätten sich gerne von jeder bischöflichen Autorität freigemacht; der italienische Konventuale von Galatzi, der mit Bildern und sonstigen Gegenständen Handel trieb, kümmerte sich gar nicht um Parcevich und sagte offen, er

[1] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 177.

[2] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 487. Die Ungarn waren aber auch zum Teil rumänisiert worden.

während der Präfektur Vitos nicht gebessert; sein letzter Bericht klingt nicht zuversichtlicher. Zwar hatte er Freude an manchem Missionar und manchem Priester, aber anderswo lagen die Kirchen verlassen da, die Gläubigen waren in die Wälder geflüchtet infolge der unruhigen Zeiten. In Bacău, dem Sitz des Bistums, das er nun verwaltete, mußte er in einem hölzernen Hause Gottesdienst halten, und bitter fügt er hinzu, niemand werde ihm glauben, daß er mit seinem Kaplan manchmal kaum etwas zum Essen hatte [1]. Wie oft hatte er nach Rom geschrieben, wie oft die ihm versprochene Unterstützung verlangt für sich und die Missionare, doch von Rom kamen nur beruhigende Versicherungen. Und resigniert schreibt einmal Vito [2]: „ich lebe von der Hoffnung". Eine Mission, geleitet von eifrigen Missionaren, aber ohne Unterstützung gelassen in einer armen Kirche, Bischöfe, die nur von Luxus träumten, habsüchtige Priester, die sich am Kirchengut vergriffen oder gar im Hause irgendeines schismatischen Geistlichen gegen Papst und Glauben sprachen, ist es da nicht begreiflich, daß die Gläubigen von Baia in Abwehr der Übergriffe ihres Priesters erbittert ausriefen: „illae parvae res, quas habent Ecclesiae, sunt nostrae res" und mit dem Übertritt zur rumänischen Kirche drohten?

War Vito als bescheidener, einfacher Missionar in die Moldau gekommen, so erhielt P. Parcevich [3] das Vikariat, als er schon den Titel eines Erzbischofs von Marcianopel trug und auf eine nicht unbedeutende diplomatische Tätigkeit zurückblicken konnte. Aus einer bulgarisch-bosnischen Dynastenfamilie stammend, kam er nach glänzenden Studien in Loretto und Rom als Doktor der Theologie und des kanonischen Rechts zum erstenmal mit Marcus Bandini 1644 in die Moldau als dessen Vikar, und nicht nur Vikar, sondern auch Sekretär, Kaplan, Beichtvater, Amtsbote und Küchenjunge. Doch schon nach kurzer Zeit trat er ins politische Leben ein; er gehörte zu jenen Männern, die an eine Befreiung der Balkanvölker unter der Leitung des walachischen Fürsten Mateĭ Basarab als des „Generalissimus des Orients" und mit Hilfe Österreichs, Polens

[1] Col. l. Tr. 1883 S. 262 Nr. 11. [2] ebenda S. 155, 159—60 Nr. 3 und 5.

[3] Siehe über ihn: Graf Pejacsevich: Peter Freiherr von Parchevich, Erzbischof von Marcianopel im Archiv für österreichische Geschichtsforschung Bd. LIX. Wien 1880.

und der venetianischen Republik dachten. Deshalb unternahm er auch eine Reise nach Warschau, Wien und Venedig; und als dieser Befreiungsplan infolge der Untätigkeit dieser drei christlichen Mächte nicht ausgeführt werden konnte, wurde Peter Parcevich als kaiserlicher Gesandter ebenfalls in diplomatischer Mission zum Kosakenhetman Bogdan Chmielnicki geschickt. Nachher wirkte er als Priester und Bischof in Wien, wo er den walachischen Fürsten Georg II. Ghika zum Katholizismus bekehrte, erhielt dann ein Dekanat in Mähren, nachdem er sich 1656 bei seiner Ernennung zum Erzbischof von Marcianopel vergebens um das Vikariat der Moldau beworben hatte. Endlich wurde er am 7. Mai 1668 apostolischer Vikar und Administrator der Moldau. Mit einer solchen Vergangenheit war es ihm sicher nicht leicht, sich wieder an das bescheidene Leben eines moldauischen Vikars zu gewöhnen. War seine ganze marcianopolitanische Erzdiözese im wahrsten Sinne des Wortes in partibus infidelium [1], so hoffte er wenigstens, in der Moldau dem Katholizismus zum Aufschwung verhelfen zu können. Die Verbindungen, die er überall auf seinen diplomatischen Reisen angeknüpft hatte, seine frühere Tätigkeit als Missionar in der Moldau, seine Vertrautheit mit der Landessprache, schienen ihn zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Aber er fand sehr traurige Verhältnisse vor; infolge der immer höheren Auflagen, die durch das Steigen der türkischen Tributforderungen verursacht wurden, war die Moldau äußerst verarmt, und wegen der Unsicherheit des Lebens zogen viele nach Polen oder in die Walachei, die ungarischen Katholiken aber zum größten Schaden der Kirche nach Siebenbürgen [2]. Zwar fand er dreizehn Priester und Missionare, darunter nur drei italienische Konventuale, in acht Parochialgemeinden; viele mußten aber wegen knapper Subsistenzmittel Handel treiben, um sich erhalten zu können. Die polnischen Jesuiten von Jaschi hätten sich gerne von jeder bischöflichen Autorität freigemacht; der italienische Konventuale von Galatzi, der mit Bildern und sonstigen Gegenständen Handel trieb, kümmerte sich gar nicht um Parcevich und sagte offen, er

[1] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 177.

[2] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 487. Die Ungarn waren aber auch zum Teil rumänisiert worden.

hätte schon seine Oberen [1]. Seine Residenzstadt bot auch kein ermunterndes Bild für ihn; beide Kirchen drohten einzustürzen, wenn sich nicht jemand fand, der die nötigen Hilfsmittel zur Wiederherstellung [2] hergegeben hätte. An eine Ausstattung der Kirchen war nicht zu denken. Kelche und Kreuze sowie alle anderen irgendwie tragbaren Gegenstände hatte ja Bischof Rudzinski während seines allen so sehr in Erinnerung gebliebenen Aufenthaltes in Bacău mitgenommen [3]. Das religiöse Leben des Volkes war das denkbar schlechteste. Gute, eifrige und ergebene Katholiken, die regelmäßig die Kirche besuchten — Parcevich urteilt genau wie Vito — waren nur die Sachsen von Cotnar und Baia, in den anderen Gemeinden waren „Hungari nomine Catholici, re autem et moribus perditi et perversi". Die meisten schritten zur zweiten Ehe wie die Walachen, noch mehr, sie traten zu ihrem Glauben über. Ganz empört bestraft der Vikar einige, andere gelingt es ihm zum alten Glauben zurückzubringen. Er appellierte auch an den Fürsten, denn jene seien nicht des Glaubens wegen, der nur einer und der wahre ist, übergetreten, sondern hätten nur der Frauen wegen ihr Bekenntnis gewechselt [4]. Um aber die sittlichen Schäden, Verstoßungen, Konkubinate, Bigamie und Polygamie nach Art der Schismatiker [5] sowie nicht minder die materiellen, an welchen die Kirche krankte, zu heilen, dazu war Hilfe nötig; gerade diese kam für Parcevich von niemand. Schulen, um die Jugend in Gottesfurcht zu erziehen, gab es fast keine. Mit dem Jugendunterricht befaßten sich noch die Jesuiten, aber in Jaschi konnten sie nicht große Erfolge erzielen, da sie noch immer mit den Gläubigen in Streit lagen. Freilich wären die Jesuiten für den Unterricht die geeignetsten, Parcevich verlangte aber dafür ungarische Jesuiten und nur zwei, nicht mehr [6]! Hie und da ließen sich auch andere Priester

---

[1] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 488—92. [2] ebenda fol. 488.

[3] Arch. f. öst. Gesch. LIX S. 620 Nr. 84. Schreiben Parcevichs vom 29. Sept. 1673 an den Wiener Nuntius.

[4] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 494.

[5] Arch. f. öst. Gesch. LIX S. 620 Nr. 84. Bigamie und Polygamie sind nichts anderes als die zweite und dritte Heirat bei Lebzeiten des andern Ehegatten.

[6] Hs. d. rum. Akad. Col. VI. Ghika fol. 493.

die Unterweisung der Jugend angelegen sein. Die Geistlichen selbst ertrugen nur ungern die Strenge des pflichtbewußten Vikars, von den Bischöfen gar nicht zu reden; Parcevich hatte ja nachdrücklich die Ernennung der letzteren durch die Propaganda gefordert. Der Nuntius von Polen, dem er so oft Bericht erstattete, war ihm nicht günstig gesinnt und nahm auch der Kurie gegenüber die polnischen Bischöfe in Schutz. Der Fürst der Moldau, Duca, hatte anfangs Parcevich nicht einmal Gottesdienst abhalten lassen, und wenn dieser zu den Bojaren oft freundschaftliche Beziehungen unterhielt, so lag es in der Natur der Sache, daß diese die letzten waren, an die er appellieren konnte. An wen er sich wenden mußte und sich so oft wandte, das war die Propaganda; aber gerade hier erlebte er die größte Enttäuschung. Vergebens schrieb er, vergebens bat er, er schien tauben Ohren zu predigen. So allein gelassen, fand er nicht einmal den Weg des Zusammenarbeitens mit Vito. Dieser wollte sich seinen Anordnungen nicht fügen, da sie als Missionare, als „alunni" der Propaganda selbständig seien. In Jaschi und Cotnar suchte Parcevich Frieden zu stiften zwischen den Missionaren und den Gläubigen, aber er selbst hegte nicht viel Hoffnung, denn diese Missionare pochten gar sehr auf ihre Unabhängigkeit von der bischöflichen Gewalt und seien nichts anderes als anmaßende Küchenlateiner, die nur von Erzbistümern bei fremden Nationen träumten [1]. So konnte Parcevich trotz des guten Willens, trotz der hohen Auffassung, die er von seinem Amte hatte, nichts Bleibendes vollbringen. Bewundernswert aber ist seine Energie, mit der er sein hohes Ziel verfolgte.

Unablässig bemühte er sich beim Nuntius, bei der Propaganda, doch etwas für diese armen Katholiken zu tun. Er bat, er flehte um Unterstützung, da er sonst in diesem Halbexil nicht leben könne; anderwärts baue man glänzende Paläste, bei ihm drohen die Kirchen einzustürzen, und doch könnte man mit 2—3000 Scudi wenigstens die Kathedrale zu Bacău wieder aufbauen. Nicht einmal ein gutes Priestergewand hatte er, wenn er Gottesdienst halten wollte. Er bat, man möge ihm doch etwas schicken; auch Bücher verlangte er, hauptsächlich solche über die Gegensätze des Glaubens; er dachte

[1] Arch. f. öst. Gesch. LIX S. 615—16 Nr. 82; ebenda S. 613 Nr. 80.

nicht nur daran, seine Herde zu schützen und die verlorenen Schafe wiederzugewinnen, er wollte auch die anderen für seine Kirche gewinnen [1]. In seiner unentwegten Hoffnung hatte er durch den Nuntius der Propaganda auch den Weg und die Mittel beschrieben, durch die man ihm das Geld zukommen lassen könnte. Aber in allen seinen späteren Briefen liest man die große Erbitterung, die ihm gerade die Haltung der Propaganda und der Kurie verursachte. Der Nuntius hatte zwar Parcevichs Bitten befürwortet, aber auch hinzugefügt, der Vikar übertreibe, und so stellte man sich in Rom die Lage der Katholiken glänzender vor, als sie tatsächlich war. Man wollte offenbar nicht glauben, daß Parcevich oft kaum Brot zum Lebensunterhalt hatte. Die Geistlichen, die nicht einmal in der Karwoche gewissenhaft ihres Amtes walteten, bereiteten ihm die meiste Sorge. Oft mußte er allein Messe lesen, singen, taufen, bestatten, die Frauen in die Kirche einführen, die Kranken und Schwachen besuchen. Das Volk war mit seinen Missionaren, die seine Sprache nicht kannten und nirgends ansässig waren, auch nicht zufrieden. Was konnte da der Vikar allein tun? „Das Volk schreit gegen die Polen, man glaubt mir nicht, fordert unablässig nationale Priester, man schickt keine. Bin ich denn Moses oder Elias, um Wunder zu tun, Steine zu durchbohren, auf daß Wasser fließe?". [2]

In Bacău wollte er dadurch Ordnung schaffen, daß er das Kloster den Csiker Observanten übergab. Die Geschichte des Klosters und der Klosterkirche zu Bacău, die Parcevich bei seiner Ankunft in so traurigem Zustande gefunden hatte, läßt sich sicher nur bis zum Jahre 1531 zurückverfolgen, wo sie im Besitze der ungarischen Franziskanerprovinz war; die Gründung ist in Dunkel gehüllt. Von Bandini wird sie mit der „Margaretha, der Gemahlin des Woiwoden der Moldau und Tochter des Woiwoden von Siebenbürgen" in Zusammenhang gebracht, die das Kloster 1304 (!) gegründet haben soll [3]. Koiosewicz läßt es auf Grund mündlicher Tradition durch die „Margaretha, Tochter des Woiwoden von Siebenbürgen und Gemahlin Alexanders des Guten" erbaut sein [4].

---

[1] ebenda S. 590 Nr. 71; S. 610 Nr. 79. [2] Kurz, Magazin II, 1 S. 71.
[3] Cod. Bandinus S. 44.
[4] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 69; vgl. auch Kurz, Magazin II, 1 S. 66.

Tatsächlich stand das Kloster seit 1531 bis 1572 in Abhängigkeit von der ungarischen Franziskanerkustodie, woher es auch seine Guardiane bezog [1]. In der Nähe von Bacău hatte es das große Gut und Dorf Trebesch; in der Folge der Zeit scheint es Weinberge erhalten zu haben nicht nur bei Trebesch, sondern auch bei Făräoani, Cotnar und Jaschi. Bienenstöcke, Wiesen und Felder, die in genügendem Maße auch Viehzucht gestatteten, zur Zeit Quirinis eine zweirädrige Mühle, all dies, von den Fürsten dem Kloster geschenkt, hätte es mit der Zeit zu einem wohlhabenden Kloster machen können, wenn es nicht so oft vernachlässigt worden wäre. Gleich nach 1572 verließen es die Franziskaner infolge der Türkeneinfälle; das Kloster selbst wurde von den Türken niedergebrannt. 1580 setzte sich dann mit Arsengo der erste Konventuale in den Besitz der Klosterruinen und der dazugehörigen Güter. Als Quirini dann zum Bischof ernannt wurde, mußte er seine Residenz in Bacău nehmen, da von dem Bistum in Argesch keine Rede mehr sein konnte; Arsengo trat ihm gerne die Wohnung ab. Währenddessen hatten aber seit 1594 die ungarischen Observanten ihre Ansprüche auf das Kloster wieder geltend gemacht und mit der Wiedererlangung des Klosters D. Lubieniecki betraut [2]. Daher die vielen Streitigkeiten zwischen letzterem und Quirini. Quirini blieb dank Fürst und Papst in seiner Residenz; 1601 kam ein Vergleich zustande. Quirini trat das Kloster und den Garten an die Csiker Observanten ab, diese gestatteten ihm, wegen seines Wohlwollens gegen sie — er war ja auch Observant —, aus seinem Hofe zu dem Klostergarten eine Tür zu bauen, um sich in ihrem Garten erholen zu können [3]. Doch als Arsengo Bischof wurde, zogen die ungarischen Mönche wieder ab [4]. Unter den ersten polnischen Bischöfen erlebte das Kloster keine guten Tage, und Bandini fand bei seiner Ankunft nur das von Arsengo erbaute Haus [5]. Der ungarische Weltgeistliche von Bacău, der Bandini viel schadete, weil sich letzterer nur durch Dolmetscher mit den dortigen Ungarn verständigen konnte, kümmerte sich gar nicht um das Kloster und wollte auch nicht dort

[1] Jorga, Studii I—II S. 154 Nr. 114. [2] ebenda S. 155 Nr. 114.
[3] ebenda S. 156 Nr. 114. [4] ebenda S. 156—57 Nr. 114.
[5] Cod. Bandinus S. 44. Er sagt ausdrücklich: „Domus haec Episcopalis vulgo Monasterium vocatur.“

wohnen[1]. Parcevich, unzufrieden mit den Geistlichen und oft vom Volke um nationale Priester gebeten, dachte schon 1670 daran, die Observanten von Csik nach Bacău zurückzurufen. Die Geschichte, die Nähe Csiks, die Tatsache, daß alle Katholiken der Moldau ungarische Seelsorger verlangten, da alle Gläubigen Ungarn seien[2], die strengere Disziplin und Lebensweise dieser Mönche, die auch rumänisch sprächen, all dies machte er beim Nuntius und bei der Kurie geltend[3]. Dieselben Gründe führen auch die Observanten selbst an[4]. Parcevich gedachte die moldauische Kirche vom polnischen Einfluß freizumachen; von Csik sollte ein Guardian für das Kloster kommen und so viele Ordensbrüder mitbringen, als es nötig sei; der Vikar behielt sich aber vor, im Kloster zu wohnen, und der Guardian sollte ihm untertan sein und nicht nach Csik zurückberufen werden können. Dafür aber hinterließ er dem Guardian Stephan Taploczai, den er auch zu seinem Stellvertreter bestimmte, alle Grundstücke, Felder, Wiesen und Weingärten, die Bienenstöcke und das Kloster samt der ganzen Einrichtung[5]. Er selbst beschloß, zum König von Polen und nach Rom zu gehen, um die Angelegenheit in seinem Sinne zu ordnen; am 3. März 1673 ernannte er, bevor er seine letzte diplomatische Reise antrat, den Stephan Taploczai zu seinem Generalvikar[6]. Aber erst am 1. Dezember 1676 erhielt dieser von der Propaganda das Ernennungsdekret, das dann am 11. Januar 1677 durch päpstliche Bulle bestätigt wurde. Doch

[1] ebenda S. 55.

[2] Parcevich übertreibt, denn unter den Katholiken gab es Sachsen nicht nur in Baia und Cotnar, sondern auch noch in Roman, Suceava (Jorga, Acte si fragm. I S. 78 ff.; W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 70); freilich, die überwiegende Mehrzahl bildeten die Ungarn. 1670 mußte aber Vito selbst zwei Missionare nach Siebenbürgen schicken, weil von dort Missionare verlangt wurden (Col. 1. Tr. 1883 S. 156 Nr. 4).

[3] Vgl. die Schreiben Parcevichs vom 2. Juli 1670, vom 12. Juli 1671 an die Propaganda und vom 7. März 1671 an den Nuntius. Arch. f. öst. Gesch. LIX S. 593—96 Nr. 73; 598 Nr. 74; 606—07 Nr. 79.

[4] Jorga, Studiĭ I—II S. 79—82 Nr. 3—4; Kurz, Magazin II, 1 S. 74—77.

[5] Kurz, Magazin II, 1 S. 68; Mon. Slav. Merid. XVIII S. 283 Nr. 171; seinen drei Neffen hinterließ Parcevich im Testamente alle in Wien angekauften „suppellectilia“, die Hälfte des Viehs, der Bienen, des Obstes und des Weins.

[6] Kurz, Magazin II, 1 S. 79; Jorga, Studiĭ I—II S. 158 Nr. 114.

schon 1678 starb Taploczai in Csik[1]. Sein Nachfolger in Bacău wurde Vito Piluzio; damit gelangte das Kloster ganz in die Hände der Kurie; von nun an wurde es immer von Vikaren oder Missionaren, die von Rom ernannt wurden, verwaltet[2].

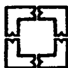
So war eigentlich auch hier Parcevichs Plan gescheitert; während seiner sechsjährigen Wirksamkeit in der Moldau wurden noch einmal alle Gegensätze lebendig, unter denen der Katholizismus litt: als Vikar und Vertreter der bischöflichen Gewalt geriet Parcevich in Konflikt mit den Missionaren, die volle Selbständigkeit beanspruchten; die anderen Priester empfanden seine straffe Leitung als eine Last und suchten sich ihr nach Möglichkeit zu entziehen; der Bischof, dessen Stellvertreter er doch war, stand ihm feindlich gegenüber, er, der ja eigentlich die bischöfliche Gewalt verkörperte, mußte Stellung nehmen gegen die Bischöfe! Die eigentlichen Beschützer der Kirche überließen sie und ihn ihrem Schicksal; der König von Polen wollte wohl das Ernennungsrecht haben, nicht aber auch das der Verteidigung der Kirche und ihrer Freiheiten[3]. Die Propaganda ließ meist nichts von sich hören, der Nuntius war der geheime Feind Parcevichs; völlig isoliert verlor dieser manchmal auch die Verbindung mit der Welt. Der einstige Diplomat, der stolz war auf seine Beziehungen zum kaiserlichen Hofe von Wien, empfand es schwer, daß er, von dem die Bojaren politische Neuigkeiten erfahren wollten, 1671 nicht einmal wußte, ob ein Papst schon gewählt sei und wer gewählt sei[4]. Wie ein Verbannter lebte und kämpfte er, auf sich selbst angewiesen, gegen die Armut der Kirche, gegen die widerspenstigen Missionare, gegen die Gleichgültigkeit seiner Gläubigen und die Feindschaft anderer gegen seine Kirche. Seine Hilferufe nach Rom verhallten ungehört; die Gläubigen selbst traten immer mehr zur orthodoxen Kirche über, nicht nur der Heirat wegen, wie ja später Parcevich selbst zugibt. Die Bereitwilligkeit von Fürst und Bojaren und Klerus, jede Rückkehr zum alten Glauben zu gestatten, nützte nicht viel; immer mehr Gebräuche der Rumänen drangen in das kirchliche Leben der Katholiken ein, immer mehr entfremdeten sich diese ihrer Nation und ihrem Glauben.

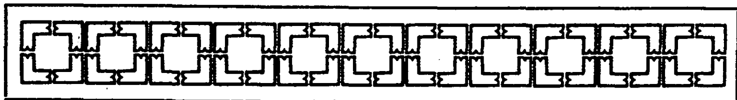
---

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 158 Nr. 114; Kurz, Magazin II, 1 S. 80—82.
[2] Jorga, Studiĭ I—II S. 159 Nr. 114.
[3] Arch. f. öst. Gesch. LIX S. 609 Nr. 79. [4] ebenda S. 610 Nr. 79.

Enttäuscht und erbittert über seinen erfolglosen Kampf übernahm er am Abend seines Lebens noch einmal im Dienste der beiden Fürsten der Moldau und Walachei eine diplomatische Mission zugunsten der christlichen Völker; noch einmal besuchte er die Höfe zu Warschau, Wien und Venedig, und als er vom Sieg der Polen über die Türken bei Hotin erfuhr, flammte in ihm noch einmal die Hoffnung auf, das „Banner Christi durch alle Provinzen der Donau bis zum Schwarzen Meere" flattern zu sehen. Als er aber dann 1674 in Rom alle seine Hoffnungen für die allgemein-christliche Sache scheitern sah, starb er, entmutigt und gebrochen durch das viele Unglück, am 23. Juli desselben Jahres im Schoße der Ecclesia mater, die ihn so stiefmütterlich behandelt hatte.

Später in die Moldau gekommen als Vito Piluzio und früher durch den Tod abberufen als dieser, versuchte er gleich ihm der Kirche einen festen Halt zu geben. Sie beide stießen sich an denselben Schwierigkeiten, beide litten unter demselben Mangel. Kamen ihre Bestrebungen auch von verschiedenen Seiten und suchten sie oft andere Mittel und Wege, ihr Ziel war dasselbe. Sie sind die beiden letzten bedeutenden Männer der Katholiken der Moldau im siebzehnten Jahrhundert, bedeutend durch ihre Bemühungen um die Verbesserung des Loses der Kirche. Beide waren mit großen Hoffnungen in die Moldau gekommen, der eine wie der andere war zu jedem Opfer bereit. Der Ertrag ihrer entsagungsvollen Arbeit entsprach aber nicht ihren Erwartungen, und beide verschieden, schmerzlich betroffen von dem Schicksal jener „povere anime" der Moldau.





Viertes Kapitel.

Die römische Kirche unter fremder Hierarchie in der Walachei in neuerer Zeit.

1. Die Privilegien der Fürsten.

War auch das Los der Katholiken in der Moldau ein nicht geradezu beneidenswertes, so hatte die römische Kirche hier schon infolge der größeren Zahl ihrer Gläubigen doch eine ungleich bedeutendere Rolle als im walachischen Fürstentum und nicht zuletzt aus dem Grunde, daß die Herrscher des großen polnischen Nachbarreiches eine Art Protektorat über die moldauischen Katholiken im Laufe der Zeit sich erworben hatten, und es auch, wenn auch nur in Hinsicht auf die Besetzung der Bistümer, ausübten. Die Kirche in der Walachei befand sich in einer wesentlich ungünstigeren Lage; sie fand keine Stütze mehr an einer fremden politischen Macht. Einzig auf die Unterstützung der einheimischen Fürsten und auf die Fürsorge der Mission war sie angewiesen. Die politische Lage war längst eine andere geworden. Seit Ungarn 1526 auf den sumpfigen Gefilden von Mohács seine Unabhängigkeit zu Grabe getragen hatte, gab es im Norden der Walachei keinen mächtigen Nachbarn mehr, der mit den Katholisierungsbestrebungen auch Eroberungsabsichten verbunden hätte. Ungarn, geteilt zwischen den Kaiserlichen, den siebenbürgischen Fürsten mit Selbständigkeitsgelüsten und den türkischen Eroberern, selbst konfessionell geteilt und lange Zeit Schauplatz religiöser Kämpfe, konnte, da es als politische Macht ausgeschieden war, keinen Einfluß mehr ausüben auf die Katholiken der Walachei. Auch die von den Anjous unterstützte katholische Hierarchie in der Walachei war längst dahin. Als letzte Erinnerung an eine einstige Organisation der Kirche taucht noch einmal der

Titel eines Bischofs von Argesch bei Quirini auf, dessen Wirksamkeit sich jedoch mehr auf die Moldau erstreckte. Noch 1644 hören wir von einem Bischof von Argesch, der aber als Suffragan des Bischofs von Luck fungierte [1].

Zwar waren gerade in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts viele walachische Fürsten dem Katholizismus nicht abgeneigt, aber die Hoffnungen, die man an sie geknüpft hatte, erwiesen sich als trügerisch. Gerade am Ende dieses Jahrhunderts macht ein italienischer Missionar, wahrscheinlich aus dem römischen Vikariat von Konstantinopel, recht traurige Erfahrungen. Die Katholiken aus Târgovischte, zweiundzwanzig Familien, meist Handwerker und Erdarbeiter, hatten nur einen lutherischen Priester, den sie zwangen, den Gottesdienst nach römischem Ritus zu verrichten. Und auch bei den vierzig sächsischen Familien in Câmpulung und den hundertachtzig Katholiken von Râmnic wirkten lutherische Priester. So kam es, daß diese einfachen Leute, diese „gente idiota", ohne römische Priester in bezug auf religiöse Irrtümer „mit jedem Wind segelten" [2]. Es mußte ein anderer Missionar aus Kandia jahrelang hier wirken, bis es ihm schließlich gelang, die lutherischen Priester zu verjagen und das Volk zum römischen Glauben wieder zurückzuführen [3]. Jahrhunderte hindurch war die Mission vernachlässigt worden. Zwar war hier der Katholizismus vor der hussitischen Bewegung geschützt, aber um so ernster bedroht durch die Reformation, die gerade bei den Sachsen besonders günstigen Boden fand. Eigentlich gab es im siebzehnten Jahrhundert nur in Câmpulung und Târgovischte alteingesessene Katholiken. In letzterer Stadt zählte der römische Glaube auch unter den Hofsoldaten des Fürsten zahlreiche Anhänger. Desgleichen waren die unternehmungslustigen Ragusaner Kaufleute auf ihrem wirtschaftlichen Eroberungszug durch die Balkanhalbinsel bis hierher gelangt. Aber die Soldaten aus der Leibwache des Fürsten wechselten mit dessen Hofhaltung ihren Standort, und noch weniger ständig waren die Kaufleute aus Ragusa, die sich nur vorübergehend in Märkten und Städten aufhielten, wohin sie gerade ihre kaufmännischen Interessen führten. Und

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 148 Nr. 79. „Luccoriensis" wird wohl Luceoriensis (Luck) zu lesen sein.

[2] ebenda S. 10—11 Nr. 10. [3] Jorga, Studiĭ I—II S. 416 Nr. 2.

die wenigen wirklich seßhaften Katholiken von Târgovischte waren auch schon zum Teil mit der rumänischen Bevölkerung verschmolzen. Am meisten Bedeutung hatte die katholische Bevölkerung in Câmpulung. Noch mit den deutschen Rittern waren Sachsen[1] aus Siebenbürgen herübergekommen und gründeten hier ein Städtchen, das durch den regen Handel mit dem Burzenlande, besonders mit Kronstadt, bald zu hoher Bedeutung gelangte. Die ganze Stadt hatte eigentlich Jahrhunderte hindurch eine Sonderstellung inne, mit einem Comes oder „Groffen" und zwölf Gemeindeältesten an der Spitze; um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts findet sich schon der Grabstein eines Comes Laurentius[2]. Und noch 1521 richten Graf und Bürger von Câmpulung ein amtliches Schreiben in deutscher Sprache[3] an die Kronstädter. Allerdings änderten sich mit der Zeit die Verhältnisse zu ungunsten der alten Bewohner, und schon im achtzehnten Jahrhundert ist Câmpulung eine rein rumänische Stadt; nur fremdklingende Namen hatten sich aus der Vergangenheit in die neuere Zeit hinübergerettet. Schon seit der ältesten Zeit hatten die Katholiken von hier Privilegien von den Fürsten, und hüteten sie eifersüchtig, eifrig bemüht, bei jeder Gelegenheit das hohe Alter ihrer Vorrechte zu betonen, wobei sie bis auf den sagenhaften Gründer des Fürstentums zurückgingen. Doch sämtliche Freibriefe bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sind verloren gegangen, ja selbst viele aus diesem Jahrhundert sind nicht mehr erhalten. Schon gleich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erteilt Fürst Radu Scherban den „sächsischen Pfarrern aus der Stadt .... Câmpulung" ein Privilegium, wonach der grammaticus und ein Nachbar von jedweder Abgabe, sei es Zehnt für Wein oder Weizen oder für Bienen und Schafe, überhaupt von jeder Leistung befreit werden, sich auf seine Vorgänger berufend[4]. Sein Nachfolger Radu Mihnea und der etwas spätere Leon berufen sich schon ausdrücklich auf die Freibriefe der Fürsten Mircea (Michael)

---

[1] Jorga setzt deutsche Ansiedler hier noch vor der Anwesenheit der Deutschen Ritter voraus. Gesch. d. rum. Volkes I S. 168.

[2] Jorga, Studiĭ I—II S. 273 Nr. 1.

[3] J. Bogdan, Documente si regeste privitoare la relatiile Terii-Românestĭ cu Brasovul si Ungaria, Buc. 1902. S. 285 Nr. 134 Anm.

[4] Jorga, Studiĭ I—II S. 273 Nr. 2.

von 1392, Vlad II. Dracul von 1439 und Vladislav II. von 1452 [1]. Aber erst in einer Urkunde des Fürsten Matei Basarab vom 12. April 1636 [2] wird auch ein angeblicher „Chrysov", ein Freibrief des Fürsten Radu des Schwarzen vom Jahre 1292 (6800) zum ersten Male erwähnt und in späteren Urkunden Mateïs und anderer Fürsten zitiert. Alle diese Urkunden sind meist nur eine Wiederholung und erneute Bestätigung der Privilegien, die die Katholiken von Câmpulung von altersher genossen. Überall wird die Gewohnheit, die bis jetzt in der Stadt geherrscht, hervorgehoben und versichert, man wolle nichts daran ändern, sondern alle Vorrechte der Vorfahren sollten auch künftighin fortbestehen. Gebirge und Felder sollten den Städtern wie bisher unter denselben Begünstigungen der Abgabenfreiheit angehören [3]. Von den vielerlei Steuern waren sie meist frei; für Getreide und andere Naturalien zahlten sie nur geringes Entgelt [4]. Bei Kauf und Verkauf von Waren hatten sie keine Zölle zu entrichten; der Wein war steuerfrei, aber ein Fremder durfte nur unter gewissen Einschränkungen in ihrer Stadt Wein zum Verkaufe anbieten [5]. Vor allen Dingen aber durfte kein Fremder in der Stadt sich Liegenschaften erwerben. Über ihr Gut verfügten die Städter frei; ein Grundstück durfte nur an Städter abgetreten werden. Niemand, auch der Fürst und auch seine Beamten nicht, waren berechtigt, sich ein Erbgut anzuschaffen. Alexander Ypsilanti gestattet 1779 den Franziskanern — die Mönche wurden ja als Fremde betrachtet — nur ausnahmsweise zwei Läden zu eröffnen, und auch diese mußten sie an Câmpulunger Städter vermieten [6]. Die katholischen Geistlichen selbst traten in regen Verkehr auch mit der nichtkatholischen Bevölkerung von Câmpulung: man kaufte teils für die Kirche, teils auch für sich selbst Weingärten oder andere Grundstücke [7]. Oder man nahm Vermächtnisse frommer Gläubiger entgegen [8]. Da die Kirche zum großen Teil ihre Einkünfte aus ihren Besitzungen, hauptsächlich Weingärten, bezog, war

[1] Magazin istoric pentru Dacia V. S. 332 Nr. 1 und 334—36 Nr. 2.

[2] ebenda S. 336 ff.

[3] Privilegien von 1630 und 1636. Magazin ist. V. S. 334 ff. Nr. 2 und S. 340—41 Nr. 5.

[4] ebenda S. 331 ff. Nr. 1; 336—39 Nr. 3; 344 ff. Nr. 6.

[5] ebenda S. 342 Nr. 5.

[6] Jorga, Studiĭ I—II S. 312 Nr. 85.

[7] ebenda S. 282 Nr. 21.

[8] ebenda S. 284 Nr. 25.

man eifrig bestrebt, auch diese Güter von Lasten frei zu machen. Die Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts erwiesen den Mönchen meist großes Entgegenkommen. Schon Constantin Brâncoveanu befreit das Câmpulunger Kloster von allen Steuern für einen ihm geschenkten Weinberg sowie für den ganzen Wein, den die Mönche in ihren zwei Läden verkaufen durften[1]. Andere Fürsten bestimmten statt der mannigfachen Steuern eine einheitliche Summe, 137[2], dann 150 Gulden[3] jährlich, ohne daß die Städter dann sonst zu irgendeiner Leistung herbeigezogen worden wären; 1773 wurde ihnen dann die Summe mit ausdrücklicher Berufung auf die früheren Bestimmungen auf 12 Taler herabgesetzt[4].

Sprach man in den Privilegien von Câmpulung immer von allen Städtern, so galten die Privilegien, die die Fürsten für Târgovischte ausstellten, fast ausschließlich dem dortigen katholischen Kloster, das im Laufe der Zeit ein ziemlich hartes Schicksal erfuhr. Während wir aber von den Privilegien aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nur unsichere Kunde haben[5], scheint Fürst Mihnea III. im Jahre 1658 dem Kloster ein großes Gut, Schotânga, geschenkt zu haben. Es war die reichste und bedeutendste Schenkung, die das Kloster erhalten hatte; wegen Grenzstreitigkeiten und unbefugter Besitzergreifung der Nachbarn prozessierte später die Kirche mehr als ein halbes Jahrhundert, bis die Angelegenheit 1810 endgültig zugunsten des Klosters entschieden wurde[6]. Noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhält das Kloster neue reiche Schenkungen

---

[1] ebenda S. 285 Nr. 29. [2] ebenda S. 289 Nr. 40.

[3] ebenda S. 295 Nr. 52. [4] ebenda S. 311 Nr. 82; 312 Nr. 83 und 84.

[5] Jorga, Acte si fragm. I S. 66.

[6] Siehe Jorga, Studiĭ I—II s. v. Sotânga. 1796 oder 1797 beruft sich der Abt des Klosters auf eine „210 Jahre alte Schenkung" (ebenda S. 243 Nr. 21) und 1799 wird von einem Freibrief „von 200 Jahren" gesprochen (ebenda S. 245 Nr. 24); dann würde das Privileg schon von Mihnea II. stammen; so auch Jorga, ebenda S. 236 Anm. Vgl. oben S. 45. Im „Protokoll der Provinz Bulgarien und der Walachei" aus dem Jahre 1761 wird aber die Schenkungsurkunde ausdrücklich Mihnea III. zugeschrieben und bemerkt, daß das slawische Original in Bukarest aufbewahrt werde (Hasdeu, Arch. ist. I, 2 S. 48). Da man immer das Bestreben hatte, für jede Schenkung ein möglichst hohes Alter zu beanspruchen, und die gleichlautenden Namen der beiden Fürsten einen Irrtum leicht ermöglichten, so scheint uns der Bericht im „Protokoll" eher der Wahrheit zu entsprechen.

von Scherban Cantacuzino (1679), und dessen Nachfolger, der fromme Constantin Brâncoveanu, läßt sogar die Klosterkirche wiederherstellen und schenkt ihr zwei Glocken und viele andere Güter [1]. Andere Fürsten im achtzehnten Jahrhundert befreien die Diener des Klosters von allen Abgaben [2]. Als dann mit der Zeit auch in Bukarest, der späteren Hauptstadt, eine katholische Gemeinde entstand, erhielten auch die dortigen Katholiken Privilegien [3], wiewohl sie hier oft auch verschiedene Anfechtungen zu erleiden hatten. Und auch der Konvent von Râmnic wurde von dem Fürsten nicht vergessen [4]. Gar mancher Fürst oder mancher Hofbeamte setzte sich über diese Privilegien hinweg und besteuerte willkürlich Kirche und Geistlichkeit, was aber jedesmal zu heftigen Protesten führte. Wenn aber in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die katholische („italienische") Kirche von Târgovischte beim Sultan wegen Mißachtung ihrer Vorrechte protestierte [5] und 1747 der österreichische Resident von Penkler bei der Pforte für die Katholiken der Walachei intervenierte, daß „sie nach hergebrachter Gewohnheit ihre Kirche ausbessern, in Dach und Fach unterhalten mögen", und daß ihnen „mit Geld abforderung noch sonsten ... die mindeste Beschwerd nicht gemachet werde" [6], so erblicken wir im ersten Fall den Einfluß der italienischen Konventualen von Konstantinopel, im zweiten läßt sich schon das Bestreben erkennen, die Katholiken des Fürstentums unter das österreichische Protektorat zu bringen. Doch auch Penkler muß eingestehen, daß die Katholiken von der Pforte nicht das geringste Privilegium hatten, sondern alle „immunitaeten" nur den einheimischen Fürsten zu verdanken hatten; und noch 1797 wird in einem Privileg des Fürsten Alexander Joh. Ypsilanti an die Târgovischter Katholiken, denen jährlich fünfzig Salzsteine aus dem Salzbergwerk unterhalb der Stadt zugestanden wurden, ausdrücklich betont, daß die katholischen Gläubigen unter keinem fremden Protektorat stünden, sondern nur unter dem Schutze der Fürsten, für

[1] Hasdeu, Arch. ist. I, 2 S. 49. [2] Jorga, Studiĭ I—II S. 231 Nr. 8.
[3] ebenda S. 228—29 Nr. 4.
[4] ebenda S. 455 Nr. 13; 549 Nr. 19. Auch persönliche Privilegien wurden erteilt, so dem Pater „János" (Johann) für ein Gut bei Argesch und Abgabenfreiheit für 1000 Schafe. Jorga, Studiĭ V S. 126 Nr. 42; 128—29 Nr. 48—49.
[5] Jorga, Acte si fragm. I S. 66. [6] Hurmuzaki IX, 1 S. 691 Nr. 807.

dessen Seelenheil sie beten mögen, sowie für das Glück des Landes, in dem sie wohnten und dessen Schutzes sie sich erfreuten[1]. Die Katholiken als Kaufleute und Handwerker brachten dem Lande und dessen Fürsten großen Nutzen; die Freibriefe sind ein Zeichen dafür, daß die Fürsten ihre Dienste wohl zu schätzen wußten. Aber nicht minder wertvolle Dienste leisteten ihnen viele Fremde in diplomatischen Missionen. Trotz türkischer Oberherrschaft unterhielten die meisten Fürsten auswärtige Beziehungen nicht nur zum „Kaiser" von Konstantinopel, sondern auch zu den katholischen Nachbarmächten Polen, Österreich und Venedig. Und gerade für Missionen an diese Höfe wurden sehr oft Fremde verschiedenster Nationalität verwendet. Michael der Tapfere hielt griechische, serbische und ragusanische Agenten[2]. Und auch andere Fürsten bedienten sich gern katholischer Slawen vom Balkan. Der bekannte Gabriel Thomasius reiste im Dienste des Fürsten Mihnea III. zweimal zum siebenbürgischen Fürsten Achatius Barcsai; auch in Polen weilte er in diplomatischer Mission[3]. Nicht minder bediente sich Mateĭ Basarab, der unter allen Christen des Balkans eine hohe Achtung genoß, und an den man die Hoffnung auf Befreiung aller christlichen Völker knüpfte, des nachmaligen Bischofs von Prizren, dann Erzbischofs von Achrida, Franciscus Soimirovich als diplomatischen Agenten[4]. Diese Fremden erinnerten sich fast immer ihres Glaubens und ihrer Kirche, und die Fürsten ihrerseits vergaßen den Unterschied der Konfession und erblickten in den Katholiken nicht nur ihres Landes unterstützungsbedürftige Christen und ließen ihnen, gewohnt, die christliche Kirche auf alle Weise bis nach Arabien hinein als wahrhaft christliche Herrscher in freigebigster Weise zu fördern, Hilfe und Schutz angedeihen. So bahnte sich durch diese Fremden eine Art intimeren Verkehrs auch mit der Kurie und der katholischen Kirche südlich der Donau auf bulgarischem Gebiet an. Von hier forderte man Franziskaner[5], von dort, von Rom, verlangte Mateĭ Basarab

---

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 244 Nr. 23.

[2] Jorga, Documente nouă in mare parte romănestĭ relative la Petru Schiopul si Mihaiu Viteazul. Annal. d. rum. Akad. Serie II Bd. 20 (1898) S. 22.

[3] W. St. A. Transylv. XXVII fol. 101 und fol. 63.

[4] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 184 Nr. 98; 222 Nr. 130.

[5] ebenda S. 16 Nr. 16.

einen Bischof für sein Land [1]. Und Constantin Brâncoveanu wurde durch seine Anhänglichkeit an die nationale Kirche nicht daran gehindert, den Papst Clemens XI. zu seiner Wahl zu beglückwünschen [2]. Die Beziehungen zur Kurie versuchte Mihnea III. ähnlich wie Aron in der Moldau zur Befreiung seines Landes von der Türkenherrschaft auszunützen: aber auch er bedang sich im Falle des Mißlingens eine Zuflucht beim Kaiser aus [3]. Geschah dies aus rein politischen Erwägungen, so verband Gregor II. Georg Ghika mit der politischen Konstellation seinen persönlichen Ehrgeiz. Als er aus dem Lande weichen mußte, schmeichelte er sich in Wien 1667 beim Kaiser ein und trat kurzerhand zum Katholizismus über; in Rom entwarf er dem Papst großartige Pläne für die künftige Gestaltung der katholischen Kirche in der Walachei, was ihn aber nicht hinderte, trotz seiner vielen Beteuerungen der Aufrichtigkeit in einem geeigneten Moment nach Konstantinopel zu reisen und hier wieder zum alten Glauben zurückzukehren [4]. Diese prahlerischen und unaufrichtigen Versprechungen konnten der katholischen Kirche wenig nützen, im Gegenteil, die dem Orthodoxismus am meisten anhänglichen Fürsten erwiesen sich oft der katholischen Kirche ihres Landes geneigter als solche Heuchler wie Ghika.

2. Allgemeiner Zustand der katholischen Kirche. Der bulgarische Einfluß und die österreichische Okkupation.

Trotzdem war die Lage der katholischen Kirche in der Walachei durchaus nicht günstig. Die Franziskaner aus der Provinz des Johannes Capistrano, dem auch die Gründung des Klosters von Târgovischte zugeschrieben wurde, hatten schon seit Jahrhunderten die Mission aufgegeben. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kamen wieder Konventuale von Konstantinopel auch in die Walachei; ihnen fiel das Werk einer Gegenreformation in

---

[1] Hurmuzaki IX, 1 S. 76 Nr. 132. [2] ebenda S. 366 Nr. 522.

[3] Jorga, Studiĭ I—II S. 426 Nr. 15; Hurmuzaki IX, 1 S. 148 Nr. 209; W. St. A. Transylv. XXVII fol. 143.

[4] Hs. d. rum. Akad. Col. Vl. Ghika. Moldavia vol. I fol. 48, dazu Hurmuzaki IX, 1 S. 250—51 Nr. 357—58; 690—91; Col. l. Traian 1883 S. 285 Nr. 22.

kleinem Maßstabe zu. Einen freigebigen Förderer fanden sie an dem französischen Gesandten an der Pforte, de Césy, der unermüdlich für die katholische Kirche tätig war und 1620 die Mission in der Walachei auch aus eigenen Mitteln unterstützte und sich selbst bei den römischen Kardinälen für eine nachdrücklichere Unterstützung der Kirche in der Walachei einsetzte [1]. Aber gerade um dieselbe Zeit entstand auch die bulgarische Kustodie (1624), welche nachher den größten Einfluß in der Walachei durch die Tätigkeit ihrer Mitglieder gewann und gleichsam der bulgarischen Hierarchie die Wege öffnete und ebnete, unter deren Leitung dann die katholische Kirche des Fürstentums bis zum neunzehnten Jahrhundert stand. Schon frühe machte sich der bulgarische Einfluß bemerkbar; der Bischof des 1610 neu gegründeten Bistums, später Erzbistums von Sofia, Elias Marinič, weilte auch in der Walachei, um das Chrisma zu weihen und „einige Seelen zu gewinnen" [2]. Petrus Deodat, Titularbischof von Gallipoli und nachher Erzbischof von Sofia, bereiste zweimal die Walachei, und er war es, der sich mit dem Erzbischof von Marcianopel, dem 1643 gegründeten Archiepiskopat mit dem historischen Namen und ohne eigentliche Residenz, über eine Teilung der hierarchischen Befugnisse in der Walachei und Moldau im Jahre 1644 verständigte. Deodat, der in seinen Vorschlägen zur Katholisierung für die Moldau die Gründung einer Schule mit lateinischer und rumänischer [3], für Târgovischte mit lateinischer Unterrichtssprache verlangte, setzte es schließlich 1644 durch, daß die Walachei zum Erzbistum von Sofia geschlagen wurde, während die Moldau dem Erzbistum von Marcianopel überlassen blieb [4], wobei man anfangs ein Bistum von Bacău für sich allein bestehen lassen wollte, wie übrigens die Teilung selbst, wie nicht minder die früheren Pläne sowie die Beschlüsse des Kardinalkollegiums bei der Errichtung des Erzbistums von Marcianopel nicht gerade gründliche geographische Kenntnisse verraten [5]. Eine hierarchische Oberhoheit hatten die

[1] Jorga, Acte si fragm. I S. 67 ff.

[2] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 34 Nr. 33.

[3] ebenda S. 139 Nr. 70; irrtümlich steht Cyrilliana (lingua), da er selbst vom Bischof Kenntnis der „lingua Valacca" verlangte. [4] ebenda S. 148 ff. Nr. 78.

[5] Bei der Teilung sollte dem Erzbischof von Sofia die Walachei — bis an den Seret zufallen. Ebenda S. 137 Nr. 68; 139 ff. Nr. 69—70; 143 Nr. 72; 148 Nr. 78.

Erzbischöfe von Sofia über die Walachei insofern nicht, als von einem ständigen Aufenthalt im Lande nicht die Rede sein konnte. Die Kirchenfürsten von Sofia — oder „Sardica", man erinnerte sich gern des historischen Namens — konnten nicht einmal in ihrer Stadt residieren und mußten sich vielmehr mit dem kleinen Orte Kiprovatz als Sitz des Erzbistums begnügen. Vorläufig verfocht die katholische Kirche in Bulgarien mehr nur hierarchische Ansprüche auf die Walachei, unterstützt durch die bulgarischen Observanten, denen es gelang, sich in den Besitz der Klöster zu setzen. Daß im siebzehnten Jahrhundert eine lebhaftere Missionstätigkeit auch in der Walachei einsetzte, hängt mit der Gründung der Congregatio de propaganda fide zusammen. Deodat wird von den Gläubigen von der Kongregation zum Bischof verlangt, an die Kongregation wenden sich auch Konventuale und Observanten. Und eine energische Wirksamkeit war nötig, da die Katholiken allmählich Glauben und Nation verloren. In Târgovischte, wo noch 1625 ein italienischer Konventuale wirkte, hatten sich kaum noch acht Familien vom Schisma gerettet, und zwei Katholiken bekannten sich sogar zum Islam [1]. Selbst später waren daselbst nicht mehr als hundert Katholiken verschiedenster Nationalität, die meisten am Hofe bedienstet, andere (besonders die Armenier) regen Handel treibend bis nach Deutschland. Die alte Kirche war kaum notdürftig repariert, eine zweite, größere zum heiligen Franziskus, lag in Ruinen. Die Gläubigen selbst führten ein lockeres Leben. Ihre Familienverhältnisse waren zerrüttet, bei Hochzeiten wollten sie von den Priestern gar nichts wissen; die meisten lebten nach griechischem Ritus, nur die armenischen Kaufleute aus Konstantinopel und aus Polen waren wahrhaft ergebene Katholiken. Der Konventuale, der hier der Seelsorge oblag und aus den Einkünften der Kirche, zwei Häusern, einem schönen Garten und zwei Weingärten, lebte, verstand — und wer sollte sich darob wundern — die Sprache seiner Gläubigen nicht [2]. In Câmpulung machte die Rumänisierung große Fortschritte: 1640 fand Deodat noch fünfhundert Katholiken, meist arme Leute, die nicht einmal das nötige Öl für die Konsekration immer beschaffen

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 26 Nr. 23.

[2] Berichte Deodats von 1640 und 1653, Mon. Slav. Merid. XVIII S. 102 bis 104 Nr. 96; 234—35 Nr. 136.

konnten; die eine ziemlich geräumige Kirche zum heiligen Jakobus dem Älteren hatte auch nicht besonders viel, von dem alten Kloster war nur die Kirche übrig geblieben, die aber ungedeckt war. Die Gläubigen hatten ihre Sprache vergessen, nur durch die Tracht unterschieden sie sich von den Rumänen. Selbst die Predigt hielt einer der zwei bulgarischen Observanten 1653 in rumänischer Sprache; und auch der italienische Konventuale von 1640 sprach fließend rumänisch [1]. Und noch schlechter stand es um die anderen, über das Land verstreuten Katholiken: in Craiova mußte Deodat im Hause eines schismatischen Rumänen für die dortigen Kaufleute die Messe lesen, da die Rumänen den Katholiken ihre, die rumänische Kirche, zur Abhaltung des Gottesdienstes nicht abtreten wollten, um von den zehn Katholiken von Bukarest oder den zum Schisma übergetretenen Gläubigen von Râmnic oder gar von denen von Argesch ganz zu schweigen [2]. Wahrlich, der Papst hatte also wenig Aussicht auf Erfolg, wenn er dem rumänischen Metropoliten 1660 die Synode von Florenz in Erinnerung brachte und ihn zum Übertritt aufforderte [3]. Und Gabriel Thomasius, Präfekt und außerordentlicher Gesandter des Fürsten, wird sich wohl in seiner letzteren Eigenschaft besser gefühlt haben, denn als Bischof über die Katholiken der Walachei, wozu er vorgeschlagen wurde; hatten ja die Gläubigen nach Thomasius eigenen Angaben nur wenig Hab und Gut und Kirchen in Ruinen [4]. Das Fehlen einer einheimischen Hierarchie, der fast ständige Mangel an Priestern, die nicht seltene Gleichgültigkeit vieler Religiosen, die nach Belieben kamen und gingen und Tracht und Wohnort nach Willkür wechselten [5],

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 99 ff.; 235—36. Im Jahre 1653 sollen nach Deodats Angaben nur noch 250 Sachsen in Câmpulung gewesen sein. Die Zahlenangaben sind jedoch wie immer sehr vorsichtig aufzunehmen.

[2] ebenda S. 95; 101—02, 105, 236; vgl. auch die „Historica relatio de Statu Valachiae 1669—88“ (Magazin ist. V S. 377 ff.), als deren Verfasser Fr. Antonius Stepančin, Erzbischof von Sardica und Generalvikar der Walachei (Mon. Slav. Merid. XVIII S. 288—89), der 1673 die katholische Kirche von Bukarest wieder erbauen wollte, gelten muß und nicht ein anonymer italienischer Missionar (wie Magazin ist. V S. 70 Anm.).

[3] Hurmuzaki V, 2 S. 70 Nr. 108.

[4] ebenda S. 65 Nr. 102; Mon. Slav. Merid. XVIII S. 268 Nr. 156.

[5] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 146.

trugen sehr viel dazu bei, daß die Katholiken, sich selbst überlassen, zum Schisma übertraten. Und dies ist um so bezeichnender, als gerade die Berichte aus dem siebzehnten Jahrhundert darin fast sämtlich übereinstimmen, daß die katholische Bevölkerung vollster Freiheit sich erfreute [1]. Unter den Missionaren selbst brachen Streitigkeiten aus; Observanten und Konventuale machten sich ähnlich wie in der Moldau das Missionsgebiet streitig. Jene betrachteten sich als die eigentlichen Nachfolger der ungarischen Observanten, diese hatten in der letzten Zeit von Konstantinopel aus allein die Last der Mission getragen und vom Katholizismus gerettet, was zu retten war. Infolge der unglücklichen Ereignisse auf dem Balkan sahen sich die bulgarischen Katholiken jeder Möglichkeit beraubt, irgendwelche Tätigkeit auszuüben, und wie bulgarische Kaufleute von Kiprovatz zahlreich die Märkte in der Walachei besuchten, kamen auch bulgarische Observanten ins Land [2]. Noch 1640 waren in Câmpulung Konventuale, doch schon nach einigen Jahren finden sich daselbst zwei bulgarische Observanten ein. Seit den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts wurde dann ein heftiger Kampf geführt zwischen Konventualen und Observanten um den Besitz des Klosters von Târgovischte. Und trotzdem 1647 nach langen Verhandlungen durch die Kongregation das Kloster den Konventualen zugesprochen wird, und noch 1651 der Papst an eine Reform des Klosters durch italienische Konventuale denkt [3], verlangten die Bulgaren unermüdlich von der Propaganda das Kloster und die versprochene Unterstützung von 200 Scudi, um so mehr, als die anderen Konvente sämtlich in den Händen der „Sarazenen" seien und ihnen Târgovischte die einzige Zuflucht biete [4]. Endlich gelang es dem Erzbischof von Sofia, sich persönlich vom Fürsten das Kloster

[1] Vgl. oben die Berichte Peter Deodats; dann den anonymen Bericht eines ungarischen Jesuiten von 1665. W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 146—47; auch Magazin ist. V S. 37 ff.

[2] In der Geschichte des Klosters von Târgovischte heißt es, daß sie vom Fürsten Mihnea III. gerufen worden seien (Arch. ist. I, 2 S. 48). Tatsächlich kamen die bulgarischen Observanten ungerufen.

[3] Hurmuzaki VIII S. 519 Nr. 736; Jorga, Studiĭ I—II S. 425 Nr. 14.

[4] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 152 Nr. 83; 183 Nr. 97; 215 Nr. 122; 220 Nr. 129.

schenken zu lassen; er übergab es nachher den Observanten [1], was später auch durch Papst und Propaganda anerkannt wurde [2].

Infolge der siegreichen Kämpfe der kaiserlichen Armeen gegen die Türken, deren Widerstandskraft in Ungarn völlig gebrochen war, erstarkten noch mehr die früher gehegten Hoffnungen der christlichen Völker der Balkanhalbinsel auf Befreiung. Der Kriegsrat von Wien entwarf 1683 sogar einen Plan, wie man die „Albanesen und Bosnesen" auch befreien müsse, und wie der Kaiser die Russen und Perser, die zaporogischen Kosaken, Polen, die Walachei und Moldau, selbst Siebenbürgen auf seine Seite bringen müsse, ja mit Hilfe des Papstes auch die Ritter von Malta, und wie man allen „mit bewöglicher Vorstellung" beweisen müsse, „daß es um die Vorthpflanzung der Chatolischen religion angehe, dieser Krieg contra paganos ganz gerecht, Gott der Allmächtige die Guette intentiones hoffentlich Secundiren" werde [3]. Man dachte auch an die Katholisierung der Janitscharen und Renegaten [4]; und Kaiser Leopold erließ einen Aufruf an alle christlichen Völker, ihnen politische und religiöse Freiheit versprechend [5]. Aber auch die Türken rüsteten sich zum Widerstand, und eine neue Periode blutiger Verfolgungen brach über die Christen herein. Kirchen und Klöster wurden ihnen weggenommen, Kiprovatz, die bescheidene Residenz der Erzbischöfe von Sardica, vollständig vernichtet. So flüchteten namentlich viele katholische Bulgaren auf das jenseitige Donauufer und ließen sich in verschiedenen Ortschaften der Walachei nieder. Hier fanden sie besonders an dem Fürsten Constantin Brâncoveanu einen wohlwollenden Beschützer. Târgovischte, Câmpulung, Craiova, Râmnic, Brădicenĭ [6], wo sie sich niederließen, erhielten bald mehr Bedeutung für den Katholizismus. Als dann 1716 Österreich Oltenien, das Land rechts des Altflusses, besetzte,

---

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 252 Nr. 146; 275 Nr. 160.

[2] ebenda S. 296 Nr. 189. Der Bericht in der Chronik über Târgovischte (Hasdeu, Arch. ist. I, 2 S. 48) ist tendenziös, wie überhaupt die Observanten ihre Ansprüche bis auf die Anfangszeiten des Klosters zurückführen.

[3] W. St. A. Illyrico-Serbica, 1683—1715. Fasc. I. Conv. B.

[4] Jorga, Studiĭ XX S. 119 Nr. 112.

[5] W. St. A. Illyr.-Serb. Fasc. I. Conv. B. fol. 23—25.

[6] Hasdeu, Arch. ist. I, 2 S. 49.

schien eine bessere Zeit für die katholische Kirche hereinzubrechen, besonders weil die Zahl der bulgarischen Flüchtlinge unter österreichischer Herrschaft sehr wuchs, so daß die kaiserliche Verwaltung an eine regelrechte Kolonisierung durch die Bulgaren dachte und diese zum größten Ärger des rumänischen Klerus stark unterstützte und mit Privilegien ausstattete. Als kriegführende Macht gegen die Türkei, der es das ganze Fürstentum entreißen wollte, mußte Österreich in erster Linie darauf bedacht sein, im Lande nach Möglichkeit die Steuern regelmäßig einzutreiben, um sich die nötigen Geldmittel zu verschaffen, und überhaupt zuerst eine militärische Organisation des Landes in österreichischem Sinne vorzunehmen, wobei neben dem militärischen Standpunkt auch den natürlichen Gefühlen der Nation Rechnung getragen werden sollte. Aber Österreich betonte nicht so sehr die christliche, sondern vielmehr die katholische Seite seiner Macht. Wohl versprach Kaiser Karl VI. den neuen Untertanen religiöse Freiheit, und General Steinville legte dem Obersten Schramm ans Herz, vorsichtig mit der Bevölkerung umzugehen, sie durch „erleidentliches Tractament" geneigt zu machen [1]; das hinderte aber die österreichische Verwaltung nicht, den hohen rumänischen Klerus zu besteuern, den Bischof von Râmnic in spiritualibus dem serbischen Metropoliten von Karlowitz unterzuordnen und überhaupt, wenn auch mit Vorsicht, eine Union mit der katholischen Kirche vorzubereiten [2]. Ein levantinisches Mitglied des Verwaltungsrates schlug sogar vor, die Verwaltung der orthodoxen Klöster einem Katholiken zu übertragen, der auch für die Instandsetzung der Klostermauern aus den Mitteln der Klöster zu sorgen hätte, um sie für Verteidigungszwecke benützen zu können. Ein anderer kaiserlicher Beamter dachte an die Gründung eines Schulfonds für die Katholiken aus den Einkünften der sogenannten „dedizierten" Klöster [3]. 1735 verfügte auch wirklich der Hofkriegsrat von Wien, daß von dem vom walachischen Klerus beigesteuerten Betrag von 5000 Gulden ein Teil für die Errichtung von Piaristen-

[1] N. Dobrescu, Istoria bisericiĭ române in timpul occupatiuniĭ austriace (1716—1739), Buc. 1906.

[2] Dobrescu a. a. O. S. 223. Annex 122.

[3] Dobrescu a. a. O. S. 203—04. Annex 93.

schulen verwendet werde [1]. Diese Vorschläge, die durchaus nicht den Eindruck machen, daß der „wallachischen Nation nichts mit Gewalt wider die jura et Privilegia schismaticorum zugemuethet" werde, beweisen, daß zu den Reformen, die man plante, und bei denen die militärischen Beamten mehr den strategischen Gesichtspunkt betonten, die Zivilbeamten jedoch neben den Verwaltungsreformen mehr an die Kirche dachten, auch die Einführung des Katholizismus gehörte. Aber gerade in kirchlicher Hinsicht hielt man sich mit vereinzelten Ausnahmen der neuen Herrschaft gegenüber ganz ablehnend; und was von der kurzen österreichischen Okkupation (1716—39) in kirchlicher Hinsicht blieb, waren nur die Sonderrechte, die die Katholiken erhielten. In Câmpulung und Târgovischte waren nur bulgarische Observanten; die eigentlichen Niederlassungen der bulgarischen Flüchtlinge waren Craiova, Râmnic und Brădicenĭ, und hier erhielten sie von Karl VI. besondere Privilegien. Sie genossen, mit Ausnahme der Zahlung eines jährlichen Tributs von zehn Rheingulden auf die Familie an die kaiserliche Hofkammer, Steuerfreiheit und wählten alljährlich aus ihrer Mitte einen Richter und vier Geschworene zur Leitung der Gemeindeangelegenheiten. Nur Zoll für die Ein- und Ausfuhr von Waren wurde gefordert; Wald und Fischerei waren frei. Die sonst verstreuten Bulgaren konnten sich an einen dieser drei Orte anschließen. Diese Privilegien erstreckten sich mit einigen Einschränkungen auch auf die schismatischen Bulgaren, die im Lande lebten [2]. Die katholischen Bulgaren standen unter der Leitung des Bischofs von Nicopolis. Anfangs hatte allerdings das Erzbistum von Sofia eine Art hierarchischer Leitung auch der katholischen Kirche in der Walachei beansprucht, um so mehr als diese einer eigenen Hierarchie seit dem Erlöschen des Bistums von Argesch entbehrte; Erzbischof Peter Deodat nannte sich zeit seines Lebens auch apostolischer Vikar der Walachei. Da aber 1688 der Erzbischof von Sofia samt den Mönchen, die noch der Mission oblagen, vor den Türken in die Walachei fliehen mußte, und das Erzbistum vakant blieb, erstrebte der Bischof von Nicopolis, der schon früher sein Bistum nicht gern der Archidiözese

[1] Dobrescu a. a. O. S. 323. Annex 165.

[2] Hurmuzaki VI S. 397 Nr. 243 = Mon. Slav. Merid. XVIII S. 337 ff. Nr. 233. Die Supplik der Bulgaren, Hurmuzaki VI S. 337—38.

von Sofia einordnen wollte [1], die Leitung über die Walachei. Noch 1682 beantragte der Erzbischof von Antivari, die Walachei dem Bistum von Nicopolis unterzuordnen, da dieses um zwei Tage näher se ials Sofia, und dann biete Târgovischte den besten Zufluchtsort vor den Türken [2]. Als dann die kleine Walachei unter österreichische Herrschaft kam, nahm auch der Bischof von Nicopolis, N. Stanislavich, anfangs besorgt, der Kaiser könnte ihm seine jurisdiktionellen Rechte schmälern [3], in Craiova seinen Sitz, welches das Zentrum des Katholizismus wurde und wo zugleich die verschiedenen Ansprüche der Religiosen, des Bischofs und der Gemeinde oft das von der österreichischen Verwaltung erwünschte gute Einvernehmen unter den Gläubigen störten. Die Franziskaner, die aus Râmnic von den Gläubigen selbst gerufen worden waren, übten die seelsorgerliche Tätigkeit nicht immer zur Zufriedenheit der Bulgaren aus, die ihnen ein kleines Kloster und eine „aus holtz- und geflechtswerkh zusamben gemachten Kirchel" überlassen hatten und nun gern ein neues großes, von den Franziskanern völlig unabhängiges Gotteshaus errichtet hätten. Andererseits nahmen die Missionare selbst Stellung gegen den Bischof, bis es endlich 1734 zu einem Ausgleich kam, der den Franziskanern eine gewisse Unabhängigkeit vom Bischof sicherte. Die Seelsorge blieb ihnen überlassen; dafür wurden alle episkopalen Rechte des Bischofs anerkannt, er bekam von der Provinz sogar 120 Gulden jährlich als ihr Geistlicher, bis sich der Bischof selbst eine eigene Parochialkirche errichten könnte [4]. Große Reformen sollten von Craiova ausgehen, um das Los der Katholiken, die ein Gotteshaus nur noch in Râmnic ihr eigen nannten, zu verbessern. Die Absicht der österreichischen Verwaltung war, im Einvernehmen mit dem Bischof, der den Plan dazu entworfen, Schulen zu gründen und sie den Piaristen zu übergeben, während die Tätigkeit der Franziskaner auf die Seelsorge beschränkt bleiben sollte. Bischof N. Stanislavich bekam eine Pension; um die Hilfsquellen war man nicht immer besorgt: auch Stanislavich gedachte die Einkünfte der gewidmeten griechisch-orientalischen Klöster für

[1] 1639 nannte sich der Bischof von Nicopolis „Suffraganeo dell' arcivescovo di Leopoli in Polonia". Mon. Slav. Merid. XVIII S. 64 Nr. 53.

[2] ebenda S. 296 Nr. 189. [3] ebenda S. 344 Nr. 236.

[4] Hurmuzaki IX, 1 S. 660 Nr. 765. Vgl. auch S. 608 Nr. 732.

die Privatschulen und Priestergehälter in Anspruch zu nehmen. Dieser rührige Nicopoler Kirchenfürst, der sehr gerne ein kaiserlicher, mit großer jurisdiktioneller Macht und reichen Einkünften ausgestatteter Prälat hätte werden wollen, wurde dann vom Kaiser wirklich mit der Jurisdiktion auch der Katholiken des besetzten Gebietes ausdrücklich betraut, obwohl der vorsichtige Graf Wallis nach Wien den Rat gegeben hatte, keinen eigenen Bischof zu ernennen[1]. So kam die katholische Kirche in Oltenien und, nach der österreichischen Okkupation, in der ganzen Walachei unter die Leitung der Bischöfe von Nicopolis und blieb in dieser Abhängigkeit bis zur Gründung eines selbständigen Erzbistums in Bukarest in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Stanislavich verlangte auch mehr Missionare; man gedachte zwölf Religiose nach Craiova zu senden, bulgarische Paulikianer nahm man gern auf, man sprach von der Gründung einer Kolonie „Carlopolis" für diese, und Stanislavich versprach, alle katholischen Bulgaren aus dem türkischen Reiche in die neue Provinz des Kaisers zu bringen. Doch kaum waren vier Jahre seit dem Organisierungsprojekt des Bischofs vergangen, als Oltenien an den anderen Kaiser in Konstantinopel zurückfiel. Viele Bulgaren waren schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach Siebenbürgen und dem Banat übergesiedelt, die bulgarische Franziskanerprovinz erhielt ihren Sitz in Deva[2]. Als nun die Kaiserlichen 1739 aus der kleinen Walachei weichen mußten, verflogen auch die Pläne des Bischofs Stanislavich. Zwar blieb der Einfluß der bulgarischen Hierarchie, aber Stanislavich wurde selbst Bischof von Csanád und Temesvár[3] im Lande des Kaisers, der ihm auch in Oltenien bischöfliche Rechte verliehen hatte. Im neuen Kriege blieb auch den Katholiken Elend und Neid nicht erspart. Von ihren einstigen Kirchen und Klöstern, die zum Teil wiederhergestellt worden waren, blieben nur Ruinen. Einzig die Residenz von Brădicenĭ wurde gerettet, um später von den bulgarischen Mönchen verlassen und von den Walachen zerstört

---

[1] Vorschläge Stanislavichs: Hurmuzaki VI S. 412—13 Nr. 248; das Gutachten des Grafen Wallis darüber ebenda S. 460 Nr. 264.

[2] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 386 Nr. 263; 333 Nr. 228. Jorga, Studiĭ I—II S. 310 Nr. 81.

[3] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 369 Nr. 254.

zu werden [1]. Österreich vergaß aber die römische Kirche der Walachei nicht, und als es am Bukarester Hofe durch einen Residenten vertreten war, fanden die Katholiken an ihm eine feste Stütze.

3. Die römische Kirche in ihrem Verhältnis zur rumänischen Gesellschaft und Kirche.

Die bulgarisch-katholischen Kolonien waren jung; ihre Privilegien stammten nicht von den einheimischen Fürsten; auch schlossen sie sich gegen die einheimische Bevölkerung mehr ab als die anderen Katholiken mit Ausnahme der Kaufleute, die auf ihren Geschäftsreisen mit allen Kreisen der Bevölkerung in Berührung kamen, aber aus Mangel an einem ständigen Wohnort keinen Einfluß im Sinne der römischen Kirche ausüben konnten, wohl auch nicht mochten, noch den Einwirkungen des rumänischen Volkes sonderlich ausgesetzt waren. Eine etwas andere Gestalt nahm das Leben der Katholiken am Hofe des Fürsten an. In Târgovischte wurden die von altersher eingewanderten Katholiken übertroffen von der Zahl derer, die im Dienste des Hofes standen. Aber dieser so recht internationale Hofkatholizismus, zu dem sich Deutsche, Sachsen, Italiener, Polen, Ungarn, Armenier und Ragusaner italienischer und serbischer Nationalität bekannten, bot nichts weniger denn das Bild einer einheitlichen, sich um die Kirche als ihren natürlichen Mittelpunkt scharenden Gemeinde. Der Einfluß der Hofkatholiken konnte jedoch nicht hinreichen, der katholischen Kirche ein neues Leben zu geben, wenn die Gläubigen selbst nicht vermöge ihrer Zahl, ihres Reichtums, ihres guten Willens und ihrer Hingabe an ein kirchliches und religiöses Ideal, das gerade in schwerer Zeit an sie große Anforderungen stellte, dies ermöglichten. Und wie bestürzt war Peter Deodat über das Leben und Treiben der Katholiken am Hofe! Ein zurückgezogenes, in strengem Fasten und harten Bußübungen verbrachtes Leben war das Leben gewiß nicht, das diese Soldaten führten. Sie waren ja mehr an das Lagerleben gewöhnt, und wenn der Fürst nach Bukarest zog — und schon im siebzehnten Jahrhundert begann man immer mehr auch in der späteren Hauptstadt zu residieren —, so zogen sie mit. Kein Wunder,

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 368 Nr. 252.

daß sie sich nicht an einen Ort sonderlich gebunden fühlten; andererseits wirkte gerade das Leben am Hofe auf sie ein. Als Offiziere und Soldaten sahen sie in den Rumänen ihre Kameraden und Schicksalsgenossen. Bekleideten sie ein wichtiges Hofamt, z. B. das eines fürstlichen Sekretärs, so konnten sie unmöglich ihre katholische Gesinnung zu sehr in den Vordergrund treten lassen, wollten sie nicht auf die kräftige Opposition der höchsten Würdenträger, der Bojaren, stoßen. Man würde gewiß zuviel von ihnen fordern, wollte man in jedem einzelnen einen Missionar sehen. Und wenn Deodat voll freudigster Überraschung von einem glänzend lateinisch sprechenden ungarischen Hauptmann in Târgovischte berichtet, kann man ihm, dem geplagten Bischof unter türkischer Herrschaft, dies nachempfinden, wie man wohl auch seinen Zorn begreifen wird über den polnischen Sekretär des Fürsten Mateĭ Basarab, der trotz seines katholischen Glaubens den armen Padri so viel zu schaffen machte [1]. Und dann wechselten diese Hofkatholiken einander in bunter Reihe ab; sie kamen und gingen, und jeder brachte die Eigenart seines Volkes mit, jeder mußte aber auch Rücksicht nehmen auf die politische Lage und auf den, in dessen Diensten er sich befand. Die Fürsten behandelten sie meist gut und störten sie in ihrem Glauben nicht. Aber daß er von ihnen denselben religiösen Eifer und dieselbe Hingabe für die katholische Sache wie von den Missionaren erwartet hatte, hatte auch Deodat so sehr enttäuscht [2]. Anders stand es um die Katholiken, die ihr Hab und Gut unter den Rumänen hatten und mit diesen in Krieg und Frieden Freud und Leid teilten. Die Verbindungen mit der rumänischen Bevölkerung, unter der sie lebten — und das später völlig rumänisierte Câmpulung war die einzige Stadt, wo anfangs nur Katholiken waren — waren zu allen Zeiten ziemlich rege. Man lebte nicht nur im Kampf um seine Eigenart und seinen Glauben, man lebte auch in friedlicher Verbindung und in freundnachbarlichem Einverständnis mit der Bevölkerung; man kaufte und verkaufte an die Schismatiker. Nachbarn, auch Nichtkatholiken, verkauften gern einen Weingarten oder ein Stück davon, eine Wiese oder eine Mühle an den Herrn „Hegumen" der „Baraten" (Brüder, Mönche) oder an das Kloster selbst; und

[1] ebenda S. 103. [2] ebenda S. 235 Nr. 136.

wie Katholiken für Geld „und Gebete" ihr Gut der Kirche verpfändeten, verschmähten es auch Rumänen nicht, sich eine Summe Geldes auf dieselbe Weise zu erwerben. In den meisten Fällen fiel dann das Pfand der Kirche zu [1]. Unzählig sind die Ankäufe von Weinbergen, Bienenstöcken, von Wiesen und Feldern. Gern erwarb man auch Häuser, und gerade die Missionare aus Râmnic kauften im achtzehnten Jahrhundert besonders viel. Bei diesen vielen Erwerbungen, Schuldverschreibungen und Pfändern kam es nicht selten zu Prozessen, die dann vor dem Diwan oder vor einem höheren Beamten des Fürsten ausgetragen wurden. Aber man vergaß nie bei solchen Gelegenheiten, auch die Vorrechte der Kirche in Erinnerung zu bringen. Über eine Benachteiligung aus konfessionellen Gründen haben sich die Katholiken nie beklagt. Daß man in Streitsachen um den Besitz, sei es nun untereinander oder mit Schismatikern, das Gericht anrief, war ja natürlich. Aber auch bei Streitigkeiten innerhalb der religiösen Gemeinde appellierte man gern an den Fürsten. Im Streit der Observanten und Konventualen um den Besitz des Klosters von Târgovischte hatten sich ja auch beide Parteien an ihn gewandt. Und der Erzbischof von Sofia, der sich das Kloster mit allem Zubehör und allen Privilegien schenken läßt, nimmt gar nicht Anstoß daran, daß der schismatische Fürst in einer doch mehr inneren Angelegenheit der katholischen Kirche — denn die Dekrete des Papstes bestätigen und anerkennen in diesem Falle nur eine vollzogene Tatsache — entscheidet [2]. Die vielfach gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen hatten das Band zwischen Katholiken und Nichtkatholiken enger geknüpft; noch mehr aber wurden die ersteren auf dem religiösen Gebiete von den letzteren beeinflußt. Und dieser Einfluß beschränkte sich nicht nur auf religiöse Gebräuche, sondern machte sich noch viel mehr bemerkbar in den häufigen Übertritten zum Schisma. Bot das Leben der Katholiken am Hofe dem um seine Kirche besorgten Hirten ein buntes Bild, das ihn verwirrte, so mußte ihn wohl das Schicksal der anderen Katholiken wegen der vielen Übertritte erste recht bedrücken. Es ist bezeichnend, daß gerade diese Übertritte nicht unter dem harten

---

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 284—85 Nr. 27, 28, 30.
[2] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 252 Nr. 146; 296 Nr. 189.

Zwang unbarmherziger Verfolger geschahen. Wohl hatte sich auch die katholische Kirche in der Walachei nicht immer ungetrübter Geneigtheit der Fürsten zu erfreuen. Es gab Fürsten, die den Bau irgendeiner Kirche verhinderten oder erschwerten, und den Woiwoden Scherban Cantacuzino (1679—88) nennt ein Vikar Aman und schlimmsten Feind der Katholiken; mit viel Einzelheiten erzählt er, wie Katholiken wegen ihrer Standhaftigkeit und Treue in ihrem Glauben bestraft wurden. Aber wenn derselbe Verfasser dabei schmerzlich klagt über einen Bekehrten „miser Blasius cecidit et factus est Valachus“ [1], so ist er doch weit davon entfernt, die anderen vielen Fälle, wo aus Katholiken Rumänen wurden und katholische Güter in rumänischen Besitz gerieten [2], diese für die römische Kirche so traurigen Folgen den harten Bedrückungen von seiten der Fürsten zuzuschreiben.

Es mußte wohl jeden Missionar schmerzlich berühren, wenn man ihm in Câmpulung die Stätten zeigte, wo einst gläubige Katholiken gelebt und nun „Schismatiker“, oft noch mit fremdem Namen, sich des Lebens erfreuten. Doch ist es kein Wunder, daß es so geschah; die wenigen Gemeinden mit namhafter katholischer Bevölkerung bildeten nur einzelne Inseln und verloren allmählich den Zusammenhang mit Rom, und wenn dann Kunde von der Propaganda kam, war es zu spät. Die rumänische Bevölkerung war wohl in ihrer religiösen Auffassung unerbittlicher als die Fürsten und wurde hierin auch vom Klerus, an dem sie mit einer Standhaftigkeit hing, die allen römischen Missionaren Bewunderung abnötigte, eifrig unterstützt. Eine große Reaktion der Kirche, gerade vom Metropoliten begonnen, kam aber erst im neunzehnten Jahrhundert zustande. Soweit es eben ging, lebte man mit den Katholiken in Frieden. Aber gerade der Umstand, daß diese in der Ausübung ihres Glaubens volle Freiheit genossen [3], ermöglichte die Beeinflussung seitens der Rumänen. Abgesehen davon, daß vereinzelte Katholiken notwendig im Laufe der Zeit in der Bevölkerung aufgehen mußten, nahmen die römischen Gläubigen, auch wo sie in größerer Anzahl vorhanden waren, gern Sitten und Gebräuche

[1] Magazin ist. V S. 38. [2] ebenda S. 61 und 62.

[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 146—47. Mon. Slav. Merid. XVIII S. 96.

wie Katholiken für Geld „und Gebete" ihr Gut der Kirche verpfändeten, verschmähten es auch Rumänen nicht, sich eine Summe Geldes auf dieselbe Weise zu erwerben. In den meisten Fällen fiel dann das Pfand der Kirche zu [1]. Unzählig sind die Ankäufe von Weinbergen, Bienenstöcken, von Wiesen und Feldern. Gern erwarb man auch Häuser, und gerade die Missionare aus Râmnic kauften im achtzehnten Jahrhundert besonders viel. Bei diesen vielen Erwerbungen, Schuldverschreibungen und Pfändern kam es nicht selten zu Prozessen, die dann vor dem Diwan oder vor einem höheren Beamten des Fürsten ausgetragen wurden. Aber man vergaß nie bei solchen Gelegenheiten, auch die Vorrechte der Kirche in Erinnerung zu bringen. Über eine Benachteiligung aus konfessionellen Gründen haben sich die Katholiken nie beklagt. Daß man in Streitsachen um den Besitz, sei es nun untereinander oder mit Schismatikern, das Gericht anrief, war ja natürlich. Aber auch bei Streitigkeiten innerhalb der religiösen Gemeinde appellierte man gern an den Fürsten. Im Streit der Observanten und Konventualen um den Besitz des Klosters von Târgovischte hatten sich ja auch beide Parteien an ihn gewandt. Und der Erzbischof von Sofia, der sich das Kloster mit allem Zubehör und allen Privilegien schenken läßt, nimmt gar nicht Anstoß daran, daß der schismatische Fürst in einer doch mehr inneren Angelegenheit der katholischen Kirche — denn die Dekrete des Papstes bestätigen und anerkennen in diesem Falle nur eine vollzogene Tatsache — entscheidet [2]. Die vielfach gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen hatten das Band zwischen Katholiken und Nichtkatholiken enger geknüpft; noch mehr aber wurden die ersteren auf dem religiösen Gebiete von den letzteren beeinflußt. Und dieser Einfluß beschränkte sich nicht nur auf religiöse Gebräuche, sondern machte sich noch viel mehr bemerkbar in den häufigen Übertritten zum Schisma. Bot das Leben der Katholiken am Hofe dem um seine Kirche besorgten Hirten ein buntes Bild, das ihn verwirrte, so mußte ihn wohl das Schicksal der anderen Katholiken wegen der vielen Übertritte erste recht bedrücken. Es ist bezeichnend, daß gerade diese Übertritte nicht unter dem harten

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 284—85 Nr. 27, 28, 30.

[2] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 252 Nr. 146; 296 Nr. 189.

Zwang unbarmherziger Verfolger geschahen. Wohl hatte sich auch die katholische Kirche in der Walachei nicht immer ungetrübter Geneigtheit der Fürsten zu erfreuen. Es gab Fürsten, die den Bau irgendeiner Kirche verhinderten oder erschwerten, und den Woiwoden Scherban Cantacuzino (1679—88) nennt ein Vikar Aman und schlimmsten Feind der Katholiken; mit viel Einzelheiten erzählt er, wie Katholiken wegen ihrer Standhaftigkeit und Treue in ihrem Glauben bestraft wurden. Aber wenn derselbe Verfasser dabei schmerzlich klagt über einen Bekehrten „miser Blasius cecidit et factus est Valachus" [1], so ist er doch weit davon entfernt, die anderen vielen Fälle, wo aus Katholiken Rumänen wurden und katholische Güter in rumänischen Besitz gerieten [2], diese für die römische Kirche so traurigen Folgen den harten Bedrückungen von seiten der Fürsten zuzuschreiben.

Es mußte wohl jeden Missionar schmerzlich berühren, wenn man ihm in Câmpulung die Stätten zeigte, wo einst gläubige Katholiken gelebt und nun „Schismatiker", oft noch mit fremdem Namen, sich des Lebens erfreuten. Doch ist es kein Wunder, daß es so geschah; die wenigen Gemeinden mit namhafter katholischer Bevölkerung bildeten nur einzelne Inseln und verloren allmählich den Zusammenhang mit Rom, und wenn dann Kunde von der Propaganda kam, war es zu spät. Die rumänische Bevölkerung war wohl in ihrer religiösen Auffassung unerbittlicher als die Fürsten und wurde hierin auch vom Klerus, an dem sie mit einer Standhaftigkeit hing, die allen römischen Missionaren Bewunderung abnötigte, eifrig unterstützt. Eine große Reaktion der Kirche, gerade vom Metropoliten begonnen, kam aber erst im neunzehnten Jahrhundert zustande. Soweit es eben ging, lebte man mit den Katholiken in Frieden. Aber gerade der Umstand, daß diese in der Ausübung ihres Glaubens volle Freiheit genossen [3], ermöglichte die Beeinflussung seitens der Rumänen. Abgesehen davon, daß vereinzelte Katholiken notwendig im Laufe der Zeit in der Bevölkerung aufgehen mußten, nahmen die römischen Gläubigen, auch wo sie in größerer Anzahl vorhanden waren, gern Sitten und Gebräuche

[1] Magazin ist. V S. 38. [2] ebenda S. 61 und 62.

[3] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 146—47. Mon. Slav. Merid. XVIII S. 96.

der Rumänen an. Man nahm den griechischen Ritus an, man ging zum rumänischen Geistlichen und ließ sich von ihm trauen, man ließ die Kinder nach griechischem Ritus taufen[1], die dann meist für den Katholizismus verloren waren. Die Feiertage feierte man mit den Schismatikern, die Fasten hielt man bald auch nach dem alten Kalender; so war nur noch ein Schritt bis zum völligen Übertritt, der in den meisten Fällen auch getan wurde. Wenn auch Missionare eifrig und oft nicht ohne Erfolg Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche predigten[2], mußten sie doch den Gläubigen insoweit entgegenkommen, daß sie ihnen die Gebräuche unangetastet ließen. Noch 1776 empfahl der Observantenprovinzial nachdrücklich, den Katholiken den Gebrauch des alten Kalenders zu gestatten, da er seit unvordenklichen Zeiten benützt werde[3]. Auch wurden manche Feste der katholischen Kirche einfach abgeschafft[4], um ja nicht den Katholiken Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Und wie man mehr das Verbindende als das Trennende empfand, war man mit der rumänischen Bevölkerung eins auch im Aberglauben. Die katholischen Frauen verschmähten ebenso wie die rumänischen am Freitag, dem Tage, an dem der Heiland den Kreuzestod erlitten, Näharbeit zu verrichten[5]. Am meisten aber wurde der Übertritt durch die fortschreitende Rumänisierung erleichtert. Schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wird in Câmpulung rumänisch gepredigt[6]. Der Katholizismus selbst mit seinen oft wechselnden Missionaren konnte gerade in der Walachei nicht sonderlich einwirken auf die einheimische Bevölkerung. Wohl kamen vereinzelte Übertritte zur römischen Kirche vor. Eine Bereicherung für den Katholizismus bedeuteten sie schon wegen ihrer verschwindenden Zahl nicht[7]. An den Dienst der Fremden hatte man sich gewöhnt,

---

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 235 Nr. 136.

[2] Auf einem Grabstein aus dem Jahre 1739 in Bukarest ist von 33 Bekehrungen vom Schisma die Rede.

[3] Col. l. Tr. 1883 S. 281 Nr. 25. [4] Jorga, Studiĭ I—II S. 314 Nr. 88.

[5] Anton Maria del Chiaro, Istoria delle moderne revoluzioni della Valachia. Venezia 1718. S. 40.

[6] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 236 Nr. 136.

[7] Der zum Katholizismus übergetretene Großlogofät Rosetti bat schon 1748 durch Penkler in Wien um Unterstützung, da er seit acht Jahren seines Glaubens wegen leiden müsse. Hurmuzaki VI S. 603 Nr. 337; 609 Nr. 343.

um so mehr als die phanariotischen Fürsten viele Fremde an ihren Hof zogen. Man brauchte Lehrer für die kleinen Prinzen. C. Mavrocordat nahm gern die Missionare auf, und zwei Jesuiten oder andere Missionare verlangte er 1745 zur Gründung eines „Collegiums, wo die Jungen die menschlichen und göttlichen Wissenschaften in lateinischer und vulgärer (griechischer) Sprache lernen könnten“ [1]. Der Bildungsdrang dieser Fürsten, die sich oft selbst mit der Wissenschaft beschäftigten, brachte an ihre Höfe eine ganze Schar von Professoren, Lehrern, Ärzten, Malern, allerlei Handwerkern bis zum „k. k. privelegierten Galanterie-Waarenfabricant und Wachsfigurenmacher“. Doch waren sie nicht alle Katholiken, und auch die, die dem römischen Glauben anhingen, waren keine religiösen Eiferer. Und gerade diese bunte Zusammensetzung — alle christlichen Konfessionen waren vertreten — ließen religiöse Streitigkeiten nicht sehr aufkommen. Das Volk sah mehr in den alteingesessenen Katholiken die Träger eines fremden Glaubens. Und da kam es nicht selten vor, daß man sich bewußt zu diesem Glauben in Gegensatz stellte. Gegner waren in erster Reihe natürlich die Priester. Meist unkundig der slawischen Sprache, die aus den Urkunden und dem Amtsgebrauch allmählich verdrängt, nur noch in der Kirche eine Zuflucht gefunden hatte, sagten sie oft die Gebete verständnislos her [2]; dies trug ihnen die Verachtung der ungleich gebildeteren katholischen Missionare ein. Andererseits fanden sie in ihrer Feindschaft gegen den Katholizismus eine Stütze am Volke. Aus der Anhänglichkeit an die nationale Kirche entsprang die Überzeugung von der Minderwertigkeit des katholischen Glaubens: man spottete wohl über ihn als den schlechtesten Glauben [3]. Die vielen Reisen der Pariarchen aus dem Orient an die Höfe der walachischen und moldauischen Fürsten hoben das Ansehen der orthodoxen Kirche. Und als einer dieser großen Eiferer für die Orthodoxie, ein Patriarch von Jerusalem, sich in Bukarest scharf gegen den Katholizismus geäußert hatte — er soll einen Fluch über jene „Halbchristen“ ausgesprochen haben —, erblickte das Volk in dem Einstürzen des altersschwachen, schlecht gebauten katholischen Kirchleins zu Bukarest die Wirkung des patriarchalischen

---

[1] N. Jorga, Istoria literaturii rom. in sec. XVIII. Buc. 1904. I S. 456.
[2] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 96. [3] ebenda S. 101.

Fluches; und sogar der katholische Erzbischof von Sofia erbat sich vom Papst den Segen, um diesen Fluch heben zu können [1].

Doch der Träger einer bewußten Reaktion gegen die katholische Kirche sollte im neunzehnten Jahrhundert das Haupt der rumänischen Kirche werden. Und dies hing mit dem Erstarken der bulgarisch-katholischen Hierarchie im Fürstentum zusammen. Sowohl der Erzbischof von Sofia als auch der Bischof von Nicopolis hätten gerne den Schwerpunkt ihrer Kirche in die Walachei versetzt. Aber erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam der greise, an Podagra leidende Bischof von Nicopolis, Paul Dovanlia, nach Bukarest zur Pflege zu den dortigen Observanten, die aber ihre Besitzrechte auf das Kloster auch gegen ihren eigenen Kirchenobern eifrig verteidigten [2]. Damit gewann auch Bukarest für den Katholizismus an Bedeutung. Noch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab es hier Katholiken fast nur, wenn der Fürst mit seinem Hofe anwesend war. In den dreißiger Jahren desselben Jahrhunderts war eine kleine Kirche und ein Kloster einiger italienischer Kaufleute entstanden, aber so schlecht erbaut, daß der Altar bald einstürzte [3]. Nach einigen Jahrzehnten wurden die Konventualen, die hier der Seelsorge oblagen, durch Observanten abgelöst. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, wobei man an den Fürsten und Bojaren und am Kaiser von Österreich Hilfe fand, war man endlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so weit, eine steinerne Kirche zu bauen [4]. Aber Dovanlia weilte nur als Gast in Bukarest, und erst dessen Nachfolger Ferreri nahm nach dessen Tode 1804 seinen Sitz in Bukarest. Und nur infolge der Pest flüchtete er in das nahegelegene bulgarische Dorf Cioplea, wo ihm auf die Intervention des österreichischen Agenten beim Fürsten der Bau einer kleinen Kirche und Wohnung gestattet wurde und wo er auch 1813 dieser schrecklichen Krankheit erlag [5].

Wenn es auch der österreichischen Verwaltung während der Okkupation der kleinen Walachei infolge der kurzen Zeit und der

---

[1] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 288 ff. Nr. 179.

[2] Jorga, Studii I—II S. 365 Nr. 48; S. 334 Nr. 11.

[3] Mon. Slav. Merid. XVIII S. 105. Hurmuzaki IV, 2 S. 492 Nr. 566. Jorga, Acte si fragm. I S. 75 ff.; vgl. auch C. Auner, Gesch. d. Buc. Baratzie. Buc. 1904.

[4] Auner a. a. O. S. 16. [5] Jorga, Studii I—II S. 346 Nr. 26; 317 Nr. 98.

ablehnenden Haltung der Bevölkerung nicht gelungen war, das rumänische Volk zu katholisieren, so verwendete man in Wien seither um so mehr Sorge auf die katholische Kirche des Fürstentums. Da man durch die glücklichen Kriege des ausgehenden siebzehnten und des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts gegen die Türkei an Macht und Ansehen gewonnen hatte, so wollte man gern auch die Protektion aller Katholiken im osmanischen Reich an sich bringen, was eine Vermehrung des Ansehens bewirkt hätte — ein Ansehen, das Frankreich als der eigentliche Beschützer des Katholizismus im Orient auch wirklich in hohem Maße genoß. Die Walachei lag nun zwar in der politischen Interessensphäre Österreichs, doch ein eigentliches Protektorat hat es nicht erlangt. Nichtsdestoweniger mischte sich der österreichische Resident auch in Besitzstreitigkeiten der Katholiken ein, aber mit sehr großer Vorsicht, in dem er auch gegenüber seiner Regierung betonte, daß er beim Fürsten nur als „Protektor unserer heiligen Religion in der Walachei"[1] interveniere. Und da gerade die katholische Geistlichkeit nicht sonderlich friedlich gesinnt war, andererseits der Resident wissen mußte, daß die Abneigung der Landeskirche gegen den Katholizismus größer denn je war, so war er gerade in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unablässig bemüht, in Zwistigkeiten zwischen der katholischen Hierarchie einerseits und dem rumänischen Klerus und dem Fürsten andererseits eine vermittelnde und versöhnende Stellung einzunehmen. Doch war man peinlich bedacht, nicht irgendwie das rumänische Nationalgefühl zu verletzen, um keine politischen Nachteile daraus erwachsen zu sehen. Denn schon Fürst C. Ypsilanti verwahrte sich gegen eine Residenz Dovanlias im Lande[2]. Ein einheimischer katholischer Bischof war nicht genehm. Die Krankheit Dovanlias, die Pest, die dann ausbrach und dessen Nachfolger dahinraffte, ließen die ganze Sache einstweilen auf sich beruhen, aber sobald F. Ercolani zum Bischof erhoben wurde, brachen Streitigkeiten aus zwischen den Observanten und ihrem Bischof einerseits, zwischen diesem und dem rumänischen Metropoliten andererseits; und der österreichische Resident setzte seinen ganzen Eifer und seine Geschicklichkeit daran, um die allseitige große Unzufriedenheit aus

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 360 Nr. 43. [2] ebenda S. 335 Nr. 11.

der Welt zu schaffen[1]. F. Ercolani, ein hitziger Kopf, aber auch ein gebildeter, energischer Mann von einem Bekehrungseifer sondergleichen, kam von Rom her und kannte nur die römische Kirche und wollte nur diese kennen; die sechs Missionare, Deutsche und Italiener, die er mitbrachte, glichen ihm an religiösem Fanatismus. Dieser Bischof ging nun daran, vor allen Dingen Ordnung in der katholischen Kirche zu schaffen; eine Schule sollte für die Bildung sorgen, die meist unwissenden ungarischen Geistlichen aus der bulgarischen Provinz, die von Siebenbürgen abhing, wollte er einfach vertreiben, die Klöster unter seine Hirtengewalt bringen. Waren ihm die Minoriten zu unwissend, hielt er sie für ungeeignet für seine Zwecke, so scheute er auch nicht vor dem Gedanken zurück, diesen Orden in seiner Provinz abzuschaffen. Eine römische, das heißt rein katholische Kirche wollte er regieren, die in erster Linie Kirche war und nicht politische Anstalt. Was ging ihn das an, daß die ungarischen Geistlichen das Geld der Klöster in die „k. k. Staaten" sandten oder zu senden versprachen, oder daß der österreichische Resident mit Schrecken bemerkte, daß Ercolani nur von Rom abhängig sein wollte und sich durch keine Fäden, weder religiöse noch politische, an Wien binden wollte[2]! Ercolani hatte ein Ideal und dieses, von größtem religiösen Fanatismus getragene Ideal, suchte er zu verwirklichen. Daß er von Politik in seiner Kirche nichts wissen wollte, das brachte ihn in Konflikt mit der ungarischen Geistlichkeit und dem österreichischen Residenten Fleischhakl, der doch gerne die Interessen der Katholiken der Walachei mit den politischen Absichten Österreichs verbinden wollte; daß er sein Ziel restlos erreichen wollte, alle und alles zum Katholizismus zu bekehren, rief die heftige Opposition der rumänischen Kirche hervor. Schon daß die

---

[1] Jorga, Studii I—II S. 354 Nr. 37.

[2] Die Klagen des Minoriten Bartalis gegen Ercolani an den Residenten Fleischhakl und die zum größten Teil auf diesen beruhenden Berichte des letzteren siehe Jorga, Studii I—II S. 366 Nr. 48; 370 Nr. 49; 372—73 Nr. 50; 377 Nr. 52; 388 Nr. 61. Vgl. auch 354 Nr. 37 und 357—58 Nr. 41. Die Klagen sind übertrieben und oft unberechtigt. Fleischhakl selbst, der im Herzen Ercolani auch nicht zugetan war, ob dessen rücksichtslosen Vorgehens und seines Fanatismus, gibt zu, daß die in letzter Zeit aus Siebenbürgen gekommenen ungarischen Priester nur Anstoß erregt hätten und infolgedessen zurückkehren mußten (ebenda S. 377 Nr. 52).

nicopolitanischen Bischöfe zeitweilig in Bukarest, unter welchem Vorwand immer, residierten, erregte den größten Unwillen der rumänischen Geistlichkeit [1]. Ercolanis Absichten, das Schisma zu bekämpfen, riefen den rumänischen Metropoliten Dionisie Lupu, einen Mann von großer Begabung und Energie, in die Schranken, und dieser ruhte nicht eher, als bis Ercolani weichen mußte. Von einem katholischen Bischofe in seinem Vaterlande wollte er nichts wissen; wohl hätten Fürsten katholische Kirchen erbaut, auch in Bukarest sei nach dem letzten Brande an Stelle der alten Kapelle durch fürstliche Güte eine so große Kirche entstanden, daß sie zum größeren Teile leer stehe, selbst wenn die ganze Gemeinde versammelt sei, wie dies ja der österreichische Agent wohl wisse. Aber nie habe ein katholischer Bischof im Lande residiert; Dovanlia, der Welt gänzlich unbekannt, ob er nun in Bukarest oder sonstwo sich aufhielt, habe ja in Bukarest Miete gezahlt. Die Residenz des katholischen Bischofs sei jenseits der Donau [2]. Dem Haupte der rumänischen Kirche war es unerhört, daß in seiner Residenzstadt ein fremder Bischof sich aufhalte und auch noch seine Herde beunruhige. Klerus, Bojaren, alles erhob sich gegen Ercolani und verlangte dessen Ausweisung, und Fürst und Metropolit forderten von Rom die Abberufung des unruhigen Italieners [3]. Als 1822 Ercolani wirklich ging, atmete der österreichische Resident, dem dieser Streit schwere Sorgen bereitet, und der sich sehr eifrig bemüht hatte, das drohende Gewitter von der katholischen Kirche abzulenken, erleichtert auf. Er hatte immer einen „bejahrten, erfahrenen, verträglichen und duldsamen Bischof" verlangt [4]. Sein Prinzip war, sich in Ruhe der Privilegien, die die Fürsten den Katholiken gegeben, zu erfreuen und jede Tätigkeit zu vermeiden, die die Unzufriedenheit des rumänischen Volkes und Klerus hervorrufen konnte. Gerade dies vermied Ercolani nicht und konnte es

---

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 135 Nr. 96.

[2] Schreiben des Metropoliten an Fleischhakl vom 5./17. Sept. 1819. Jorga, Studiĭ I—II S. 389 ff. Nr. 62.

[3] ebenda S. 391 ff. Nr. 63. Hurmuzaki X S. 560 Nr. 16 Appendix.

[4] Er hätte gerne in Ercolani, dem er die ganze Schuld zuschob, das Prinzip gerettet, und versuchte den Fürsten für sich zu gewinnen mit Hinweis darauf, daß eine so harte Maßregel wie die Vertreibung eines Bischofs den k. k. Hof beleidigen würde. Jorga, Studiĭ I—II S. 393 Nr. 63.

auch nicht. Er war nicht nur der hitzige und unruhige Kopf, wie ihn Fleischhakl schilderte, auch nicht der ungerechte Kirchenfürst, wie ihn die von seinen Maßregeln betroffenen Geistlichen beschrieben, nein, er war vor allen Dingen katholischer gesinnt als alle anderen. Und dies brachte ihn zu Falle.

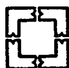
Der Katholizismus genoß Freiheit und hatte Privilegien, konnte sich wohl auch entwickeln, aber sobald er mit Bekehrungsabsichten an die Pforten der nationalen Orthodoxie anklopfte, erhob sich Volk, Bojaren und Klerus mit dem Fürsten an der Spitze zu gemeinsamer Verteidigung und gemeinsamem Angriff. So geschah es hier und so geschah es auch in der Moldau. Man mißgönnte der katholischen Kirche ihr Hab und Gut, ihre Freiheit nicht, aber man wehrte sich aufs schärfste gegen sie, sobald sie nur irgendwelche Eroberungsabsichten verriet. Dies ist das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat und zur rumänischen Gesellschaft geblieben. Nach Ercolanis Abgang blieb das Bistum von Nicopolis einige Jahre unbesetzt, und es scheint, daß zwei Vikare ernannt wurden, der eine für die bulgarischen Teile und der andere für die Walachei. Dieser letztere war der vorsichtige G. Molajoni, der nach Fleischhakl „das unmöglich scheinende möglich gemacht, die Einigkeit zwischen den Katholiken und dem walachischen Klerus erhalten" hat; er wurde später auch Bischof von Nicopolis [1]. Während seiner Wirksamkeit schon als Vikar war es ihm gelungen, die Herzen aller zu gewinnen. Er ging nicht auf Bekehrungen aus, sondern er suchte seine eigene Kirche zu beruhigen und zu fördern. Der Katholizismus, der schon seit geraumer Zeit durch Zuwanderung hauptsächlich aus den dem Kaiser von Österreich gehörigen Ländern eine merkliche Stärkung erfahren hatte, ging einer besseren Zukunft entgegen. Man gründete Schulen, wobei die größte Unterstützung auf Betreiben des eifrigen Agenten Fleischhakl aus Österreich kam [2]. Molajoni selbst besuchte seine Diözese und verwendete seine größte Sorgfalt auf die Geistlichkeit, von der er Bildung und Eifer verlangte. Das Verhältnis zum Rumänentum hatte sich gerade infolge seiner versöhnlichen Haltung besser gestaltet. Schon 1833

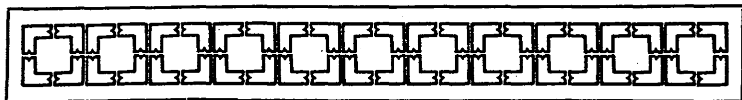
[1] Jorga, Studii I—II S. 405 Nr. 79.

[2] Ebenda S. 402—03 Nr. 74—75; 404 S. 77.

konnte er von Cioplea nach Bukarest übersiedeln. Noch war er aber Bischof von Nicopolis. Seine Wirksamkeit fällt aber in eine Periode, die als Übergang gelten kann zur neuesten Zeit, in der sich auch die katholische Kirche in der Walachei und nachher im Königreich Rumänien ungleich stärker entwickelte als früher und auch eine selbständige Organisation erhielt.

Der friedliebende, unermüdliche Molajoni leitete die Kirche hinüber in eine Periode reicherer Entwicklung und größeren Aufschwungs. Molajoni und Ercolani verkörpern aber auch gleichzeitig zwei Prinzipien, auch für die Zukunft: So oft die katholische Kirche sich auf sich selbst besann — und beschränkte, fand sie bei Fürst und Volk Entgegenkommen und Verständnis. Suchte sie aber mit den bekannten, nicht immer einwandfreien Mitteln der römischen Kirche aufdringliche Propaganda zu machen, so stieß sie auf den Widerstand der rumänischen Nation und Kirche, in jüngster Zeit genau so wie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.





Fünftes Kapitel.

Der wirtschaftliche und kulturelle Zustand des Katholizismus in der Moldau in neuerer Zeit und die Reorganisierungsversuche der römischen Kirche.

1. Die wirtschaftliche Lage.

Im siebzehnten Jahrhundert klingen aus dem Munde jedes Missionars Klagen über die Armut der Kirche. Gewiß gehörte die katholische Kirche der Moldau nicht zu den reichsten, aber so arm wie die Kirche in der Walachei war sie auch nicht. Genossen schon die Katholiken des walachischen Fürstentums zahlreiche Privilegien, um wieviel mehr hatten sich die moldauischen Katholiken der Geneigtheit der Herrscher zu erfreuen. Stand doch Pate bei der Gründung des ersten Bistums ein moldauischer Fürst. Wie nach Latzcu Peter Muschat den Dominikanern von Seret ausgedehnte Vorrechte erteilt, wie Alexander der Gute in freigebigster Weise Kirchen und Klöster mit Schenkungen bedacht hatte, so hörte auch später die Reihe jener Fürsten nicht auf, die, ohne selbst katholisch gesinnt zu sein, der römischen Kirche zahlreiche Sonderrechte zuteil werden ließen.

Es war natürlich, daß die Bischofssitze in erster Linie Freibriefe bekamen; aber wie es kein Bistum zu einem wirklichen Mittelpunkt des Katholizismus, von dem aus alles in gleichem Sinne hätte geleitet werden können, bringen konnte, so herrschte auch in wirtschaftlicher Hinsicht keine Einheitlichkeit. Seret, das die ersten Privilegien genossen hatte, hatte im Laufe der Zeit für die katholische Kirche jede Bedeutung verloren. Und seine günstige wirtschaftliche Lage hatte Baia nicht so sehr dem Umstande zu ver-

danken, daß seine Bewohner als Anhänger der römischen Kirche gewisse Vorteile sich errungen hätten, sondern sie hing mit der Bedeutung Baias als Handelsstadt zusammen. Als sächsische Gründung unterhielt Baia, ähnlich wie Câmpulung in der Walachei mit Kronstadt Verbindungen hatte, die regsten Handelsbeziehungen zu den guten „Freundt und Nochpern" aus Bistritz in Siebenbürgen und gelangte bald zu hoher wirtschaftlicher Blüte, hatte eigene Verwaltung, eigene Gerichtsbarkeit und auch eine Art Asylrecht für diejenigen, die sich vor der Verfolgung aus ihrer Mitte auf den Friedhof flüchteten [1]. So kam die Handelstätigkeit und der damit verbundene Reichtum der Sachsen von Baia dem Katholizismus zugute. Und wenn Baia als Residenz eines Bischofs keine wichtige Rolle gespielt hatte, so entbehrte es doch nicht einer führenden Stellung in der römischen Kirche, war es doch eine Zeit lang, wenn auch nur vorübergehend, das Zentrum der Mission der Konventualen. Zu Baia gesellte sich das an Weingärten reiche Cotnar. Wenn man überhaupt von reichen Kirchen sprechen konnte, so waren es diese beiden. Freilich schon im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts wurden die meisten Sachsen rumänisiert, und damit schwand auch ihre Bedeutung für die römische Kirche. Der spätere katholische Bischofssitz der Moldau, dessen Name in den päpstlichen Urkunden öfter vorkommt, als es seiner Bedeutung entspricht, hatte im wirtschaftlichen Leben des Fürstentums bei weitem nicht die Rolle wie Baia, er war aber doch der Konzentrationspunkt der ungarischen Kolonien, da ja gerade die frühesten magyarischen Kolonisten sich im Serettal niedergelassen und in Bacău ihre bedeutendste Gründung aufzuweisen hatten, und da später neue Kolonisten in dieselbe Gegend strömten [2]. Rings um Bacău und Roman lagen und liegen heute noch die meisten magyarischen Dörfer; in Bacău hatten auch die ungarischen Franziskaner ihre Niederlassung, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß Bacău nachher so viele Privi-

[1] Cod. Bandinus S. 72.

[2] R. Rosettis Ausführungen über die ungarischen Kolonisten (Anal. Acad. Rom. XXVII S. 247 ff.) sind ungleich besser als die über die katholischen Bistümer. C. Auner, A Romániai magyar telepek történeti vázlata. Temesvár 1908, übertreibt die Bedeutung der Ungarn, wenigstens in früherer Zeit, zu ungunsten der Sachsen.

legien genoß, daß es Trebesch bekam, daß es als Sitz des Bischofs auch noch ausgedehnte Besitzungen, Weingärten, auch anderswo, selbst bei Cotnar und Jaschĭ, erhielt. Im allgemeinen waren die Privilegien, die die römische Kirche erhielt, nicht gleichmäßig. Die Glaubensfreiheit war natürlich von Anfang an gewährleistet, so daß man ihrer in den Freibriefen überhaupt nicht Erwähnung tat. Aber Sonderrechte erteilte man bald dem Bischof, bald den einzelnen Gemeinden oder ihrem Geistlichen oder irgendeinem Kloster, bald bedachte man sie mit reichen Schenkungen. Auch gab man fast allen Kirchen „freie Leute", das heißt Diener, die steuerfrei waren und nur für den Dienst der Kirche verwendet werden durften. Es waren katholische Gläubige, doch sahen sich manche Fürsten veranlaßt, dies noch ausdrücklich zu bemerken.

Kam ein neuer Fürst, so waren die Inhaber der Freibriefe eifrig darauf bedacht, sich die alten Freiheiten bestätigen zu lassen und womöglich sich noch neue zu erwirken. Und ebenso wenn ein neuer Präfekt oder Vikar ernannt wurde, war seine erste Sorge, zum Fürsten zu gehen, um Anerkennung seines Amtes nachzusuchen, sich das Recht der Visitation erteilen zu lassen; dabei vergaß er aber nie, dem Fürsten auch die „antichi privilegii" der römischen Kirche in Erinnerung zu bringen [1]. Die Fürsten gaben dann auch die Bestätigung, und fast jeder Fürst stellte der Kirche Freibriefe aus; manche fügten auch noch irgendeine neue „Freiheit" hinzu. Und man hatte sich so daran gewöhnt, daß der Präfekt Martinotti einst meinte, man habe ihnen ja nichts gegeben als lauter Dinge, „die, bis auf wenige, nach der Strenge und nach dem Rechte nicht versagt werden" konnten.

Die meisten älteren Freibriefe sind auch hier verloren gegangen, und wir hören nur Martinotti versichern, daß die von den Fürsten erteilten Freiheiten und Vorrechte „vor alters groß" waren, während sie zu seiner Zeit, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, auf fast nichts herabgesetzt worden seien [2]. Dem war nicht so. Gerade aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen die meisten Freibriefe der Fürsten; Martinottis Nachfolger, der Präfekt Anton

---

[1] W. St. A. Illyr.-Mold. XXVI fol. 65.

[2] Fr. J. Sulzer, Gesch. des transalpinischen Daziens. Wien 1782, III S. 561.

Maria Mauro (zirka 1770—84) zählt deren fünfzehn namentlich auf und spricht auch noch von „verschiedenen Diplomen von anderen Fürsten", während andere durch den Krieg verloren gegangen seien [1]. Die Freibriefe waren meist den Geistlichen ausgestellt; diese genossen volle Steuerfreiheit oder waren doch wenigstens vom Tribut für eine gewisse Anzahl von Vieh, von Bienenstöcken, dann von der Weinsteuer für die Weinberge befreit; einige Diener, für größere Kirchen zwei, für den Präfekten von Jaschĭ vier, standen frei zur Verfügung des Geistlichen, ebenso wurden von den Schulmeistern keine Abgaben gefordert [2]. Die einzelnen Privilegien waren nicht von gleichem Inhalt und gleicher Reichhaltigkeit, aber überall war das Prinzip dasselbe: Erleichterung für die Kirche und damit Erleichterung für die Gläubigen, da sie als Landesfremde besonderen Schutzes bedürftig seien. Besonders Gregor II. Matthäus Ghica erteilte im Jahre 1736 an viele Kirchen oder an einzelne Geistliche bedeutende Privilegien: die Pfarrer von Galatzĭ erhielten zwei zinsfreie Diener und waren befreit von der Zahlung der verschiedenen Steuern für zwei Pferde und vier Rinder, für einen Pogon Weingarten, für acht Bienenstöcke und zehn Schweine [3]. Fast dieselben Vorrechte erhielt von Ghica auch die Kirche von Guräschtĭ bei Huschĭ [4]. Die Pfarrer von Suceava und Rächitenĭ wurden auch von Abgaben befreit für vier Rinder, zwei Pferde, fünfzig Bienenstöcke und zehn Schweine; auch ihren Kirchen standen zwei zinsfreie Diener zur Verfügung [5]. Und auch die ungarischen Pfarrer von Säbäoanĭ, Grozäschtĭ und Färäoanĭ [6] vergaß Ghica nicht, wären sie doch „wie Fremde in diesem Lande", das heißt ohne Schutz, es sei denn, sie stünden unter dem Schutze des Fürsten. Und ähnlich wie Ghicas Privilegien lauten die meisten anderen; dieselben Steuerfreiheiten, dieselben Begünstigungen, nur die Höhe der letzteren war eine andere, den besonderen Umständen entsprechend.

---

[1] Sulzer a. a. O. III S. 563. [2] Sulzer a. a. O. III S. 364.

[3] Dokumente veröffentl. von Alex. Läpädatu in Convorbirĭ Lit. XXXVI. Buc. 1902, S. 948. Schon 1725 wurde durch Mihaĭ Racovitzä dem Galatzer Pfarrer Steuerfreiheit verliehen und ein zinsfreier Diener gegeben. Jorga, Studiĭ I—II S. 98 Nr. 33.

[4] Läpädatu a. a. O. S. 952. [5] Läpädatu a. a. O. S. 951—52.

[6] Jorga, Studiĭ V S. 436 Nr. 1639.

In höherem Maße als alle anderen hatte sich aber die Kirche von Jaschi der Fürsorge der Fürsten zu erfreuen. Dadurch, daß die Präfekten der Mission im achtzehnten Jahrhundert ihren Sitz in der Hauptstadt des Landes nahmen, wurde Jaschi der Mittelpunkt auch für die katholische Kirche. Hier lebten aber auch noch Jesuiten, die vermöge ihrer Tätigkeit in den früheren Jahrzehnten, ihres Fleißes und ihrer Energie und nicht zuletzt infolge ihrer mannigfachen Beziehungen zu ihren nationalen Stammesangehörigen, den Polen, auch aus dem Königreich, eine gesonderte Stellung einnahmen. Als Anhänger eines Ordens, dessen vornehmste Aufgabe der Unterricht war, genossen sie hohes Ansehen, und es war ihnen gelungen, von Fürsten und Bojaren zahlreiche Schenkungen zu erhalten. Sie waren eigentlich die reichsten unter den Missionaren. Im Laufe der Zeit hatten sie von polnischen Gläubigen durch Schenkung drei Güter, Toxobeni, Dumeschti jenseits des Prut und Orleschti in der Nähe von Jaschi [1], erhalten. Zahlreiche kleinere Schenkungen verschiedenster Art von frommen Gläubigen für ihre „apostolischen Bemühungen" um den katholischen Glauben allerorts [2] vermehrten ihren Reichtum und ihr Ansehen; in Jaschi nannten sie ein Haus [3] ihr eigen und hatten auch einen Weinkeller, für den sie einen abgabenfreien Mann bekamen zum Verkauf des Getränkes [4]. Die Fürsten waren ihnen meist gewogen. Es ist schier unglaublich, mit welcher Geschicklichkeit sich die polnischen Jünger der Gesellschaft Jesu ihre Reichtümer in und bei Jaschi erwarben, und mit welcher Zähigkeit sie ihre Ansprüche, berechtigte und unberechtigte, durchzusetzen suchten. In den Rechnungen der katholischen Kirche zu Jaschi sind die verschiedensten Schenkungen, die die Jesuiten erhielten, aufgezeichnet: von den großen Gütern bis zum „gallus indicus",

[1] Jorga, Studii I—II S. 85 Nr. 15. Schmidt, Rom.-cath. per Mold. episcop. S. 113 Anm. 3.

[2] Jorga, Studii I—II S. 97 Nr. 31.

[3] Es handelt sich um das Haus an der katholischen Kirche, dessen Besitz ihnen streitig gemacht wurde; in den Verhandlungen sind noch die Spuren des langwierigen Streites der Jesuiten mit den Konventualen und den Gläubigen zu erkennen. Das Haus blieb schließlich doch den Jesuiten. Jorga, Studii I—II. S. 92 Nr. 21; vgl. auch S. 88 ff.

[4] Căpădatu a. a. O. S. 949. Jorga, Studii I—II S. 95 Nr. 26; S. 103 Nr. 40.

den ein fürstlicher Sekretär polnischer Abstammung ihnen verehrte [1]. Fürsten [2] und Bojaren, gläubige Katholiken aus der Moldau und eine große Anzahl von Polen, reiche und arme, gaben den Patres Geschenke verschiedenster Art: Geld, Grundstücke, Wein, Schafe, Leinwand, Bücher. Diese bunte Zusammenstellung von „Almosen" zeigt, wie groß der Einfluß der Jesuiten war, trotzdem sie nur ihrer wenige waren; die Fürsten sprechen ja meist von den „zwei polnischen Jesuiten". Die Geschenke, die mannigfachen Verbindungen, die vielen Reisen im Interesse der Gesellschaft, die Prozesse und Vergleiche, alles erweckt fast den Eindruck, als ob bei den Jesuiten die wirtschaftliche Politik die vorherrschende gewesen sei. Dem war freilich nicht so. Noch im achtzehnten Jahrhundert wurde von einigen ungarischen Jesuiten der Versuch gemacht, sich der ganzen Mission in der Moldau zu bemächtigen. Gerade ihre Wirksamkeit als Prediger und Lehrer, und ihre unermüdliche Tätigkeit hatten ihnen bei Freund und Feind Anerkennung verschafft, die sie dann auch dazu ausnützten, ihre Sonderstellung innerhalb der moldauischen Mission zu befestigen. Sie waren aber die einzigen, die auch in wirtschaftlicher Beziehung einmütig und geschlossen vorgingen und von diesem Gesichtspunkte aus ihre Interessen vertraten. Nur sie trieben als die einzigen auch eine bewußte Wirtschaftspolitik im Dienste der Kirche.

Doch in Jaschi lebte zugleich der Präfekt der Mission und das Haupt der Konventualen. Der Einfluß der letzteren war wieder gestiegen, und so fiel es auch dem Präfekten als dem eigentlichen Vertreter und Leiter der römischen Kirche in der Moldau zu, sich die Fürsten geneigt zu machen. Von allen Privilegien, die die katholische Kirche betrafen, waren infolgedessen auch diejenigen die größten, die dem Präfekten erteilt wurden. Noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhält die katholische Kirche von Jaschi eine Anzahl zinsfreie Leute, Steuerfreiheit für mehrere Weinberge, Befreiung von Zehnt und Abgaben für Vieh und Naturalien [3]. Viele

[1] Jorga, Studii I—II S. 62; die Rechnungen siehe daselbst S. 61 ff.

[2] Die Fürsten bestätigten nicht nur oft die Privilegien der Jesuiten, sondern gaben ihnen auch persönlich verschiedene Geschenke. Jorga, Studii I—II S. 84 ff. Nr. 12—14; S. 95 Nr. 26; 97 Nr. 30; 110 Nr. 60.

[3] Sulzer a. a. O. III S. 563.

spätere Fürsten bestätigen, erneuern und erweitern die Privilegien; die „Freiheiten" beziehen sich immer auf dasselbe: Steuerfreiheit der Geistlichen und Lehrer, soweit es solche gab, oder anderer Kirchenbeamten, zinsfreie Diener, Abgabenfreiheit für Weinberge, Grundstücke, für Vieh und Naturalien. Nur die Zahl und die Umstände wechseln [1]. Die Freibriefe werden fast immer dem Präfekten der „ungarischen", das heißt katholischen Kirche in Jaschĭ ausgestellt [2]. Bald wird den Präfekten auch das bekannte Gut Trebesch in der Nähe von Bacău gegeben. Noch 1662 erteilt Fürst Istrate Dabija den Observanten von Bacău Privilegien auf das Dorf von Trebesch [3]; in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gehörte das Gut schon den Präfekten von Jaschĭ, die mit den dortigen ungarischen Kolonisten besondere Vereinbarungen trafen, um deren Bestätigung man beim Fürsten nachsuchte [4].

Wurden diese Privilegien erteilt mit spezieller Berücksichtigung der Kirche, so erhielten die neu hinzugewanderten ungarischen Kolonisten mannigfache Erleichterungen. Noch in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und nicht erst infolge der schlesischen Kriege Maria Theresias waren Ungarn in die Moldau gekommen. Wahrscheinlich sind sie von Fürst und Bojaren herbeigerufen worden, da man guter Arbeiter bedurfte. Drei Monate lang genossen sie volle Steuerfreiheit, und auch späterhin wurden sie von vielen Abgaben ganz oder teilweise befreit. In den Salzbergwerken hatten sie gewisse Vereinbarungen und zahlten nur mäßige Steuern, oder sie erhielten eine gewisse Summe ausgezahlt für das Salz, das sie zutage förderten [5]. Die Glasmacher von

[1] Siehe Sulzer a. a. O. III S. 563 ff.; Jorga, Studiĭ I—II S. 84 Nr. 9—11; S. 99 Nr. 37; S. 109 Nr. 51—52. Căpădatu a. a. O. S. 950.

[2] Nur die Jesuiten nannte man die „polnischen Jesuiten"; sonst sprach man in den Privilegien meist von den „ungarischen Priestern" und der „ungarischen Kirche". Ungarisch bedeutet vor allem katholisch; in einem Privileg von D. Cantemir (13. März 1711) wird der italienische Konventuale und Präfekt Felix Anton Sauli „der ungarische Pfarrer Felicsi Antonie Zaulu, der Präfekt, der Epitrop aller ungarischen im Lande befindlichen Kirchen ist" genannt. Jorga, Studiĭ I—II S. 91 Nr. 18.

[3] ebenda S. 78 Nr. 1.

[4] ebenda S. 102 Nr. 39; 106 Nr. 49. Jorga, Studiĭ V S. 347 Nr. 994.

[5] Jorga, Studiĭ VI S. 443 Nr. 1673; 446 Nr. 1689.

Călugăra in der Nähe von Bacău gaben jährlich nur 500 Tafeln Fensterglas und 100 Flaschen „zum Wassertrinken" ab [1]. Anderswo erfreuten sich die Ungarn desgleichen gewisser Vorrechte als nützliche Arbeiter.

Die Katholiken waren also mit fiskalischen Forderungen gewiß nicht überlastet. Und wenn trotzdem die Kirche es auch in wirtschaftlicher Hinsicht nicht zu einer besonderen Blüte brachte, so ist es dem Umstande zuzuschreiben, daß sie überhaupt als solche keine großzügige Wirtschaftspolitik treiben konnte. Sie war zu sehr im Innern zerrissen, es gab noch zu viele einander widerstrebende Elemente, und jeder hatte nur seinen unmittelbaren Vorteil vor Augen. Die Privilegien hingen vom jeweiligen Wechsel des Fürsten und anderen Umständen ab. Und die Präfekten hatten nicht die Macht, die Kirche in wirtschaftlicher Beziehung einheitlich zu organisieren. Die mannigfachen Privilegien legen nicht nur Zeugnis ab von dem Wohlwollen der Fürsten, sondern sie sind mit ihren Bestimmungen für einzelne Personen oder einzelne Gemeinden oder für einzelne Fälle auch ein treues Abbild der damaligen Lage der Kirche.

2. Reorganisierungsversuche. Widerstand der Landeskirche.

War die Bedeutung der Bischöfe schon zur Zeit Vitos und Parcevichs eine geringe gewesen, so entgleitet jetzt die Leitung der Kirche fast ganz ihren Händen. Ob nun ein Bischof von Bacău die Konsekration erhielt oder nicht erhielt, blieb für die moldauische Kirche belanglos. Ihr Los knüpfte sich an die Tätigkeit der Präfekten. Vor allem trachteten diese, die Rechte und Befugnisse der Bischöfe sich anzueignen. Während noch 1669 Georg III. Duca dem Bischof von Bacău volle Jurisdiktionsrechte über die Katholiken seines Landes verlieh [2], machte 1741 Gregor II. Matthäus Ghica die Präfekten zu „Richtern" über ihre Gläubigen [3]. Wie weit diese richterliche Befugnis ging, ist nicht überliefert, aber aus dem Gesuch

---

[1] ebenda S. 319 Nr. 765 und 443 Nr. 1672.

[2] Jorga, Studiĭ I—II S. 79 Nr. 2. 1676 hatte noch Antonie Ruset den Pfarrern für ihre Gemeinden eine Art richterlicher Befugnis erteilt. Sulzer, Gesch. d. transalp. Daziens III S. 563 Anm.

[3] Sulzer a. a. O. III S. 563 Anm.

des Präfekten Brocani (1804) nach Erneuerung der alten Privilegien, um über die Gläubigen selbständig, ohne Dazwischentreten der Ispravnicĭ, „in materia di conscienza“ [1] richten zu können, ersieht man, daß es sich mehr nur um ein geistliches Jurisdiktionsrecht handelte, dessen Ausübung zu verhindern die Fürsten keinen Grund hatten. Daß es ihnen für die ganze Kirche verliehen wurde, ist aber ein Zeichen, daß man die Präfekten für die tatsächlichen Leiter der Kirche ansah.

Doch haben wir um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch einen Bischof zu verzeichnen, einen Dominikaner, Stanislaus Raymund Jezierski (1737—82), der anfangs mit der Residenzpflicht in Bacău Ernst machen zu wollen schien. Er verwendete sich öfter beim Fürsten für die römischen Gläubigen; auf seine Bitte soll Fürst Gregor II. M. Ghica Kolonisten aus Ungarn, besonders nach Trebesch gerufen haben [2]. Doch bezeichnet gerade die Äußerung des Fürsten Ghica, daß Jezierski leider nur sein Gast gewesen sei [3], wie wenig Bedeutung auch dieser einzige angesehene Kirchenfürst aus diesem Jahrhundert erlangt hat. Jezierski, voll guter Hoffnung und eifrig bemüht, die wirtschaftliche Lage der seiner Obhut anvertrauten Kirche mit allen Mitteln und durch seine guten Beziehungen zu dem König von Polen und den Fürsten der Moldau zu verbessern, war durch seine Visitationsreise in der Moldau enttäuscht, und vielleicht verlor er über das Gesehene den Mut, denn er ist trotz seiner langen Amtszeit nur kurze Zeit im Lande geblieben. Welchen Eindruck muß die Residenzstadt Bacău auf ihn gemacht haben! Eine kleine hölzerne, mit Stroh gedeckte Kirche — als Kathedrale. Die Mauerruinen erinnerten Jezierski an den einstigen bischöflichen Palast, den er sich offenbar in glänzenderen Farben vorstellte, als es der Wirklichkeit entsprach, denn er denkt an die Bischöfe, die hier residiert haben, und die 24 Priester aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden, die ihn umgaben, und an die andern Priester, die ausgeschickt wurden zum Predigen, Katechisieren und zur Seelsorge — und die wie die andern 24 sacerdotes tatsächlich nur in einer phantasie-

[1] Jorga, Studiĭ V S. 465.
[2] Schmidt, Rom.-cath. per Mold. episcopatus S. 110.
[3] Ardeleanu, Istoria Oradeĭ Marĭ I S. 148.

vollen historischen Tradition existierten[1]. Um die andern Kirchen stand es zwar nicht so schlecht, wiewohl ihr Zustand nicht glänzend war. Und auch Jezierski mußte zugeben, daß mehr Parochien — er zählte deren 10 — als Geistliche zu ihrer Leitung existierten. Unter den etwa 8000 Katholiken gab es auch Rumänen, wenige zwar, aber er fügt doch befriedigt hinzu „inveniuntur tamen", ohne sich jedoch der betrübenden Tatsache verschließen zu können, daß „totus autem iste pusillus grex reperitur inter Schismaticos". Um 1766 war noch keine wesentliche Besserung eingetreten[2].

Auch die Präfekten konnten anfangs nicht an eine lebhaftere Tätigkeit in der Moldau denken. An eine Beeinflussung der Rumänen war jetzt nicht zu denken, man war zu sehr mit der eigenen Kirche beschäftigt, als daß man auch noch Bekehrungen in großem Stile hätte vornehmen können. Einzig von den Jesuiten ging in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Anlehnung an die Fürsten aus der Familie Mavrocordat eine Bewegung aus, die ernstere Folgen versprach, die aber schon in ihren Anfängen erlosch. Nikolaus und Johann Mavrocordat waren den ungarischen Jesuiten gewogen; der erstere schickte ihnen nach Karlsburg sogar kostbare Geschenke, seltene Stoffe und perlenden Wein[3]. Zur Zeit der österreichischen Okkupation machten sich die Jesuiten die Hoffnung, teils mit Hilfe der Kaiserlichen[4], teils mit Unterstützung des Fürsten Mavrocordat die Seelsorge für alle Katholiken in der Walachei und Moldau übernehmen zu können. Als aber die politischen Verhältnisse andere wurden, mußten sie einstweilen auf ihren Plan verzichten. Erst 1743 folgten sie einer Einladung des Fürsten C. Mavrocordat in die Moldau. Schon glaubten die drei ungarischen Jesuiten unter dem Schutze des Fürsten, der große Bewunderung für die Gesellschaft Jesu hatte, und dieser Bewunderung auch während seiner vierten Herrschaft in der Walachei Ausdruck verlieh,

---

[1] Über Jezierskis Visitation von 1741 siehe einen Bericht bei Jorga, Studiĭ I—II S. 101—02 Nr. 39. Die Angaben Schmidts (a. a. O. S. 112 ff.) decken sich nicht ganz mit diesem Bericht, doch sind Schmidt auch sonst Irrtümer unterlaufen.

[2] Vgl. den Bericht des ungarischen Pfarrers P. Zöld im Ungrischen Magazin Preßburg 1783, III S. 94 ff.

[3] Nilles, Symbolae S. 1013. [4] ebenda S. 398.

die katholische Kirche nach ihren Prinzipien organisieren und einer besseren Zukunft entgegenführen zu können. Vom Fürsten gut empfangen, begannen sie auch schon eine Art Missionsreise durch das Land. Da brach sich ihr Eifer an dem Widerstande des Präfekten. Dieser verbot ihnen die Reise und drohte mit Exkommunikation [1]. Als der Fürst dann abgesetzt wurde, verloren sie auch ihre Stütze, und ihre Mission hatte nicht das mindeste Resultat erzielt.

Sonst trieben die ersten Präfekten meist nur eine Art Privilegienpolitik. Erhielten sie von Rom die Ernennung, so waren sie froh, wenn sie vom Fürsten anerkannt und ihnen auch noch die alten Privilegien zugestanden wurden. Ihre Tätigkeit erstreckte sich anfangs auf Jaschi; hier mußten sie ja auch gegen die Jesuiten, polnische und ungarische, Stellung nehmen. Aber lange Zeit begnügten sie sich damit, ihre Kirche, soweit es eben ging, im stillen zu organisieren, bei Käufen und Verkäufen gern die Akten zu bestätigen [2], den Missionaren größere Aufmerksamkeit zu widmen. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts steigert sich auch ihre Wirksamkeit. Anton Maria Mauro (zirka 1770—84) sucht einen Gesamtüberblick über die Kirche zu erlangen, er stellt alle Freibriefe zusammen und übergibt sie dem Fürsten zur Bestätigung. Fedele Rocchi, lange Zeit Missionar in Bulgarien, weiß sich den Dank der Propaganda zu erwerben, die seine Amtstätigkeit verlängert. Er hatte noch als Missionar in Bulgarien eine wichtige Reise nach Konstantinopel gemacht [3], und nun geht er als Präfekt in geheimer Mission im Dienste Ypsilantis zu den Kaiserlichen [4]. Doch schon Mauros Vorgänger, Josef Martinotti, denkt an eine Reform nicht nur der Kirchen und der Mission, sondern des gesamten Lebens der Katholiken. Er kannte seine Kirche und seine Gläubigen gut; sie waren in vielen Ortschaften nichts weniger denn gottesfürchtig. Meist fanden die Missionare kein Entgegenkommen bei der Bevölkerung oder stießen sogar auf offenen Widerstand. Martinotti selbst klagt über die Gläubigen von Huschi, daß sie ihm mehr zu schaffen machten, als alle anderen Katholiken zusammen [5]. Doch

[1] Nilles, Symbolae S. 1027—28.
[2] Jorga, Studiĭ I—II S. 88 Nr. 16; 91 Nr. 18; 103 Nr. 41—42.
[3] ebenda S. 118 Nr. 69. [4] ebenda S. 328 Nr. 3. [5] ebenda S. 117 Nr. 68.

scheinen sie von den Gläubigen von Răchitenĭ, Săbaoănĭ, Tămăschenĭ und den umliegenden Ortschaften übertroffen worden zu sein. Die wenigen Beiträge in Geld oder Naturalien erhielten die Pfarrer meist nicht; man zahlte nicht, man ging aber auch nicht zur Kirche und kümmerte sich nicht um die Seelsorger. Es häufen sich die Klagen der Priester über die Ausschreitungen der Bevölkerung, man sucht Hilfe bei den Präfekten, denn man sei wahrlich in einem „Segefeuer für Missionare“ [1]. Die Präfekten suchen energisch heilsame Reformen einzuführen. Martinotti gibt den Missionaren 1778 eine Anweisung zur Ausübung der Seelsorge. Ebenso sind die späteren Präfekten M. Sassano und D. Gatti bestrebt, einerseits das Verhältnis der Pfarrer zu ihren Gläubigen zu regeln, andererseits das Volk durch strenge Bestimmungen zu einer einfacheren und sittlich besseren Lebensführung zu bringen. Nach diesen beiden Richtungen bewegen sich ihre Reformversuche, die nicht vereinzelt blieben. Gleich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nimmt der unmittelbare Nachfolger Gattis, D. Brocani, diese Versuche wieder auf; nicht weniger unermüdlich in dieser Hinsicht ist auch J. Bonaventura Berardi. So fehlt diesen Reformbestrebungen weder die Kontinuität, noch die Zielbewußtheit. Vor allen Dingen sah man sich genötigt, das gute Verhältnis zwischen den Gläubigen und ihren Leitern wieder herzustellen. Die beiderseitige Unzufriedenheit der Missionare und des Volkes hatte seine tieferen Wurzeln im nationalen Gegensatz. Die neuen ungarischen Einwanderer hatten auch ein lebhafteres Nationalgefühl als die Kolonisten aus älterer Zeit. Sie waren höchst unzufrieden mit den ihnen fremden italienischen Missionaren und verlangten oft unter Tumult ungarische Priester. Selbst der Bischof von Weißenburg und der nachmalige Erzbischof von Gran, Battyáni, führt Klage beim Papst; aber die zwei ungarischen Konventualen, die in die Moldau geschickt wurden, schmälerten — besonders der eine durch sein schmutziges Leben, das den österreichischen Agenten veranlaßte, ihn in die Heimat abzuschieben — das Ansehen der Kirche [2]. Der Papst selbst hatte die Mission in Schutz genommen [3]; schon 1774

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 143 Nr. 103 Anm. 2. [2] ebenda S. 139—40 Nr. 97.
[3] ebenda S. 138 Nr. 97.

war den Missionaren die Erlernung der Landessprache wenigstens zur Pflicht gemacht worden. Auch waren die Präfekten eifrig bemüht, durch klare Bestimmungen und durch nachdrückliche Forderung der Pflichterfüllung seitens der Geistlichen jede Unzufriedenheit der Gläubigen zu beseitigen. Man setzte die Taxen für die geistlichen Verrichtungen bis ins Einzelne fest, für Taufe, Hochzeit, Bestattung. Dem Pfarrer sollte jede Familie 20 Para entrichten, eine gewisse Menge Mais oder Heu abgeben. Selbst die Bestimmung der Einkünfte aus der Einsegnung der Häuser am Epiphanienfeste wurde festgesetzt, und auch die Leuchter und Kerzen sowie deren Verwendung vergaß man nicht[1]. Sassano ging mit den Gläubigen scharf ins Gericht und empfahl ihnen die Beachtung seiner Vorschriften nachdrücklich „sub indignatione Dei omnipotentis". Den Priestern und Sängern wurde strengstens verboten, an den Totenmahlen der Schismatiker teilzunehmen. Treu sollten sie ihre Herde bewachen und bewahren vor den Gebräuchen der Rumänen. Man verbot den Gläubigen, an den Volksbelustigungen der Rumänen teilzunehmen, man verbot ihnen die Schaukel (scrânciob), das Besuchen der Messen, dann der sogenannten sezătorĭ, man verbot ihnen Aberglauben, Besprechungen und dergleichen, auf daß sie nicht Schaden erlitten an Leib und Seele[2]. Die Pfarrer selbst durften keinen Handel treiben und nicht wie sonst Schismatiker taufen, wenn letztere nicht katholisch werden wollten. Auf die Verrichtung des Gottesdienstes sollte mehr Sorge verwendet werden; die Sänger sollten die Kinder im Kirchengesang unterrichten und sie die Gebete lehren. Die Gebete selbst sollte man abwechselnd rumänisch und ungarisch lesen, der Gesang hatte rumänisch oder ungarisch, je nach Brauch und Herkommen, zu erfolgen[3]. Man kam den Wünschen der ungarischen Gläubigen auch insoweit entgegen, als man bei Bestattungen die Lieder auch ungarisch absingen ließ[4]. Diese Reformen sollten einerseits das Volk von der rumänischen Bevölkerung absondern — man fürchtete sich vor der Gefahr des Schismas jetzt ungleich mehr als vor der Entnationalisierung —, andererseits

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 116 ff. Nr. 67; 145 Nr. 105; 162 Nr. 121. V S. 459 ff. Nr. 2.

[2] Jorga, Studiĭ V S. 460 ff. [3] ebenda V S. 463.

[4] ebenda V S. 463 und 464.

sollten sie auch das Los der Pfarrer verbessern, die sich in beweglichen Klagen ergingen über ihre Not und Armut [1]. Ein besseres Verhältnis hatte sich zwischen den einzelnen Geistlichen und den Leitern der Mission angebahnt; man arbeitete jetzt in Eintracht, man empfand aber auch, daß man ein Glied sei jener großen, über die ganze Welt verbreiteten Kirche; man war darauf bedacht, das Band enger zu knüpfen, der Blick weitete sich, man wollte teilnehmen an den Ereignissen, die den ganzen Katholizismus betrafen. Und Präfekt D. Brocani erteilte seinen Priestern den Auftrag, am 22. Januar 1805 ein Te Deum zu feiern für die Wiederherstellung des Katholizismus in Frankreich, für das Heil des Papstes und die Erhebung Napoleons auf den Thron von Frankreich [2].

Durch die stetige Zuwanderung im achtzehnten Jahrhundert hatte sich auch die Zahl der römischen Gläubigen wesentlich erhöht. Nach Gattis statistischen Erhebungen gab es um das Jahr 1800 allerdings erst 13 000 Katholiken [3], doch schon einige Jahrzehnte später wurden sie auf 15 000 geschätzt. Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts schwanken die Angaben zwischen zwanzig- und vierzigtausend [4]. 1815 gab der österreichische Resident J. Raab die Zahl der Anhänger der römischen Kirche auf „höchstens 24 000" an [5], während er in dem Schreiben an den Metropoliten von 1820, worin er sich für die Ernennung eines katholischen Bischofs verwendet, schon von vierzigtausend zu berichten weiß [6]. Übertrieb Raab in letzterem Falle die Zahl im Interesse der guten Sache, so ist doch aus allen Berichten zu ersehen, daß die Gläubigen sich vermehrt hatten; die Präfekten hatten eine größere Kirche zu leiten. Und dadurch war auch eine ausgedehntere Wirksamkeit ihrerseits bedingt worden. Sie arbeiteten mit mehr Freude an der Mission und ließen es sich nicht verdrießen, die Durchführung der Reformen eifrig zu vollziehen, trotzdem man oft mit ihnen unzufrieden war, und trotzdem man gern über ihre Schulden sprach oder ihnen Unkenntnis

---

[1] ebenda V S. 465—66. [2] ebenda V S. 460 Nr. 6.

[3] Jorga, Studiĭ I—II S. 144 Nr. 104.

[4] ebenda S. 439 Nr. 30; 184—85 Nr. 36. Hurmuzaki, Suppl. I, 2 S. 486 Nr. 638.

[5] Jorga, Studiĭ I—II S. 353 Nr. 36.

[6] Erbiceanu, Ist. Mitrop. Moldavieĭ S. 90.

der Sprache der Gläubigen vorwarf[1]. Und wenn 1814 J. Bonaventura Berardi noch zu klagen weiß[2] über die ungeheuere Teuerung infolge der Grenzabsperrung durch die Russen nach der Wegnahme Bessarabiens, und trotzdem er nur scharfe Worte des Tadels für die Katholiken von Jaschĭ findet oder hie und da über Priestermangel klagt, so klingt aus seinem Bericht doch auch Zuversicht. In Jaschĭ stand neben einer großen, glänzenden, steinernen Kirche noch eine zweite, kleinere, gleichfalls aus Stein. Anderswo waren auch alte Gotteshäuser wiederhergestellt, an zahlreichen anderen Orten errichtete man neue. Die acht Pfarren waren immer besetzt. Und wenn er noch Hilfsgeistliche verlangt, ist es nicht zu verwundern, da der Pfarre von Călugăra 27 Dörfer unterstanden. Wohl mögen ihm auch die großen Schulden der Residenz der Konventualen in Jaschĭ — 45000 Piaster — Sorgen bereitet haben, wohl schmerzt ihn der Verlust der katholischen Gemeinden aus Bessarabien, aber aus dem ganzen Bericht ersieht man, daß er doch die Hoffnung nicht aufgibt auf eine bessere Zukunft der Katholiken in der Moldau.

Die Kirche hatte sich so unter der Leitung der Präfekten einigermaßen erholt. Im Laufe der Zeit waren aber auch die politischen Verhältnisse andere geworden, und während die Kirche von den Präfekten, was die rein geistliche Seite betrifft, vortrefflich und zielbewußt geleitet wurde, gelangte sie andererseits schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in den Strudel der Politik der Großmächte, die sich um die Erlangung eines Protektorats über diese Kirche aus rein politischen Gründen bemühten. Die Mächte mit ihren widersprechenden Interessen suchten schon die Ernennung von ihnen gewogenen Präfekten für die Moldau in Rom durchzusetzen. Man kämpfte mit diplomatischen Waffen um den Schutz der katholischen Kirche in der Moldau; und so erinnerte man sich auch an der Kurie der stiefmütterlich behandelten Kirche, und plötzlich bekam die moldauische Kirche wieder einen Bischof. Dies konnte aber auch auf das Verhältnis der Landeskirche zum Katholizismus nicht ohne Einwirkung bleiben, und die Kurie sah

[1] Ein polnischer Franziskaner beklagte sich über den Präfekten F. Rocchi, daß er den polnischen Gläubigen im Beichtstuhl sage: Licet ego non intelligo, Deus tamen intelligit. Jorga, Studiĭ I—II S. 134 Nr. 95.

[2] ebenda S. 169 ff. Nr. 134.

sich in einen Kampf verwickelt, in dem sie vorläufig trotz der auch im geheimen meisterhaft geführten Unterstützung durch Österreich erlag. Das Bistum von Bacău war in der Moldau längst in Vergessenheit geraten. Nur die Präfekten erinnerten noch daran, hätten sie doch selbst gern die Bischofsmütze getragen. Bischöfe gab es zwar fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch. Doch wer dachte an sie! Und dachten sie an ihre Diözese? Als auf die Bitten Jezierskis der König von Polen 1751 den Sitz des Bistums von Bacău nach Snyatin verlegte [1], war man durch nichts mehr an die Moldau gebunden. Der König ernannte zwar immer die Titulare, der Papst bestätigte sie oder verweigerte manchmal die Anerkennung [2], trat aber immer nachdrücklich am polnischen Hofe für diese Bischöfe ein. Einer von ihnen, Dominik Karwosiecki, verlangte noch 1784 eine Liste der Pfarren und Geistlichen vom Präfekten [3], doch über solche platonische Bemühungen ging ihre Tätigkeit nicht hinaus. Karwosiecki war auch der letzte Bischof; nach seinem 1789 erfolgten Tode blieb das Bistum unbesetzt, und als die Kurie es wiederbesetzen wollte, stieß sie auf ungeahnten Widerstand. Als Polen aufgeteilt wurde, hörte auch das polnische Protektorat in der Moldau auf. Nun versuchten die Mächte, die am meisten Einfluß in der Türkei hatten, unter deren Oberherrschaft die Moldau stand, den Schutz, den früher der König von Polen geübt, selbst zu übernehmen. Da Frankreich schon im sechzehnten Jahrhundert infolge seiner Bündnisse mit den Türken ein Übergewicht im Orient erlangt und den Schutz der gesamten Christenheit im osmanischen Reich übernommen hatte, war es nicht verwunderlich, daß es auch in der Moldau Protektor der Katholiken werden wollte. Noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts dachten einige Konventuale sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts aber bemühten sich die Jesuiten, die infolge der Türkeneinfälle für einige Zeit Jaschĭ verlassen hätten, um den französischen Schutz, um so die Konventualen aus Jaschĭ verdrängen zu können. Diese suchten ihrerseits nicht weniger, sich unter den Schutz des Königs von Frankreich zu

[1] Schmidt, Rom.-cath. per Mold. episcopatus S. 117.
[2] Röm. Quartalschr. XII S. 115. [3] Jorga, Studiĭ I—II S. 127 Nr. 82.

stellen. Damit versucht auch die kleine Mission selbst aus den politischen Verbindungen Nutzen zu ziehen. Doch der vorsichtige und verständige französische Gesandte an der Pforte, Villeneuve, der den Präfekten von Jaschi als geheimen österreichischen Agenten in Verdacht hatte, mochte auch den polnischen Jesuiten nicht trauen und gab nach Paris den Rat, das Protektorat nicht anzunehmen, um nicht die darin sehr empfindliche Kurie zu verletzen[1]. Freilich schon nach zwanzig Jahren wollte der französische Konsul von Konstantinopel, Des Alleurs, den Präfekten Leydet als einen Freund Wiens von Jaschi beseitigt wissen[2]. Als nun Österreich durch die Friedensverträge von Schischtow und Passarowitz großes Ansehen als Vorkämpfer gegen das Osmanentum erlangte, suchte es nicht minder das Protektorat der Katholiken in beiden Fürstentümern an sich zu ziehen und noch mehr später als Erbe Polens. Ebenso fühlte sich aber auch Rußland berechtigt, das Erbe des Polenkönigs in dieser Hinsicht anzutreten, und die große Vormacht des Orthodoxismus bemühte sich, 1796 den Pater Fedele Rocchi zum katholischen Bischof von Bacău zu machen[3]. Frankreich gab seine Ansprüche nicht auf; 1806 betonte der französische Kommissar Reinhard, daß die italienischen Missionare schon als geborene Untertanen des Königs von Italien unter französischem Schutze stünden[4], obwohl er sich nicht verhehlte, daß die kräftige Opposition des rumänischen Metropoliten gegen alles, was katholisch war, zu Streitigkeiten führen würde[5]. Der österreichische Agent seinerseits gab sich alle erdenkliche Mühe, auf Grund der Verträge von Passarowitz, Belgrad und Schischtow das Recht Österreichs auf das Protektorat zu beweisen[6]. Kämpften so die Großmächte um ein Schutzrecht für die kleine Kirche der Moldau, so konnte auch die Kurie, die in dem langwierigen Streite um das Protektorat hartnäckig geschwiegen hatte, diese Kirche nicht vergessen, und am 26. Dezember 1808 ernannte der Papst den Konventualen Bonaventura Carenzi zum Bischof von Bacău[7]. Dieser sah aber seine Diözese nicht und wurde

---

[1] Hurmuzaki, Suppl. I, 1 S. 480—82. Bericht Villeneuves aus dem Jahre 1732. [2] ebenda S. 617 Nr. 893. [3] Jorga, Studiĭ I—II S. 333 Nr. 9. [4] ebenda S. 339 Nr. 18. Vgl. auch Hurmuzaki XVI S. 736 Nr. 1623. [5] Jorga, Studiĭ I—II S. 440 Nr. 30. [6] ebenda S. 376 Nr. 31. [7] Röm. Quartalschr. XII S. 115.

nach Città di Pieve transferiert[1]. Als dann aber am 4. November 1814 der gewesene Präfekt J. B. Berardi zum Bischof ernannt wurde, wollte ihn niemand in der Moldau anerkennen. Die Kurie verlangte von Wien dieselbe „Pension" für Berardi, wie sie einst die Bischöfe vom König von Polen bekamen[2]. Damit anerkannte sie tatsächlich das Protektorat Österreichs über die Katholiken der Moldau und fand nun in dem österreichischen Vertreter in Jaschĭ einen wertvollen Verbündeten. Denn während die österreichischen Agenten jede agitatorische Beeinflussung der Moldauer Katholiken durch aus Ungarn gekommene Priester aus politischen Gründen zu verhindern suchten, und sowohl Hammer 1807[3] als auch Raab später[4] beim Hofe in Wien scharfe Verwahrung einlegten gegen die maßlose Agitation des „Spitzbuben und Betrügers" und „berüchtigten Geistlichen Stephan Bocskor", der vom Wiener Hofe unter allerlei Vorspiegelungen den Titel eines ungarischen Bischofs über die Katholiken der Walachei und Moldau für sich selbst erlangen wollte, so arbeiteten sie doch unermüdlich im Interesse der Kurie für die Wiedererrichtung des Bistums von Bacău. Doch nahm die Angelegenheit eine für Rom völlig unerwartete Wendung. Die Ernennung eines katholischen Bischofs rief im ganzen Lande eine solche Bewegung hervor, daß alle diplomatischen Künste der Kurie und des österreichischen Residenten sich an dem hartnäckigen, heftigen Widerstand der orthodoxen Kirche, und nicht nur der Kirche, sondern des ganzen obersten Rates mit dem Fürsten an der Spitze brach. Hatte Berardi als Präfekt in Jaschĭ keinerlei Anfechtung zu erleiden gehabt, so wollte niemand im ganzen Lande etwas vom Bischof Berardi wissen. Seine Ernennung hatte eine ungeheure Entrüstung hervorgerufen: der Metropolit sah es als Verletzung seiner archiepiskopalen Rechte an, wenn ein fremder Bischof innerhalb seiner Archidiözese residiere. Die Bojaren nahmen ebenfalls sofort Stellung dagegen; wie fast um dieselbe Zeit Ercolani in der Walachei alle gegen sich aufgebracht hatte, so entstand auch hier eine der katholischen Kirche feindliche Bewegung, nur in noch höherem Maße. Der österreichische Agent intervenierte vergebens beim Fürsten; ver-

---

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 194 Nr. 148. [2] ebenda S. 190 Nr. 143.
[3] ebenda S. 340 Nr. 19. [4] ebenda S. 352 Nr. 36.

gebens bemühte sich der Internuntius [1]. Der Diwan sprach sich gegen einen Bischof aus, und die Pforte, der Stimmung im Lande Rechnung tragend, verweigerte ebenfalls die Anerkennung [2]. Als Berardi nach Jaschi kam, wurde ihm die Residenz verweigert, nicht einmal als episcopus in partibus wollte man ihn dulden [3]. Jedermann nannte ihn nur Präfekt, und der Erzbischof erklärte ihm, keinen anderen als den Präfekten Berardi anerkennen zu wollen. Selbst der Bischof von Huschi, der ihn freundlich empfangen hatte, nannte ihn nur Leiter der Mission. Berardis Bischofstitel war, wie er selbst zugab, illusorisch [4]. Und er beschloß seine Tage, ohne irgendwo Anerkennung gefunden zu haben. Doch weder die Kurie noch Wien gaben die Sache verloren. Schon ein Jahr nach dem Tode Berardis (1818) bemühte man sich, unter dem Vorwande, daß er sich nur vorübergehend im Lande aufhalte, der Moldau einen neuen Bischof zu geben. Doch gleich ablehnend verhielt sich Klerus und Volk. Der österreichische Resident versuchte 1820 den Fürsten und den Metropoliten umzustimmen. Dem Fürsten gab er die Versicherung, daß Joannes Philippus Paroni „Bischof von Iloan", nur in „eigenen Angelegenheiten" weile und nur vorübergehend bischöfliche Funktionen bei den katholischen Gläubigen verrichten werde [5]. An den Metropoliten appellierte J. Raab, indem er die Freiheit der Konfessionen betonte und auf die Einrichtung hinwies, daß auch in Österreich und Rußland die verschiedenen Kirchen ihre Bischöfe hätten. Die Katholiken hätten immer Bischöfe in der Moldau gehabt; sollten die vierzigtausend Gläubigen jetzt weniger frei sein als die Juden? Der katholische Bischof würde sich nur um seine Herde kümmern und sich in die Angelegenheiten des Landes nicht einmischen, auch nicht die Privilegien des rumänischen Episkopats beanspruchen [6]. Doch alle Beteuerungen und Versicherungen fruchteten nichts. Der vom Fürsten einberufene Rat [7] sprach sich einstimmig dagegen aus: man berief sich auf die

[1] Jorga, Studiĭ I—II S. 354—55 Nr. 39.
[2] Erbiceanu, Ist. Mitrop. Moldavieĭ S. 87. Jorga, Studiĭ I—II S. 443 Nr. 32. [3] Jorga, Studiĭ I—II S. 444 Nr. 33.
[4] Jorga, Studiĭ I—II S. 198 Nr. 152; 199—200 Nr. 153.
[5] Erbiceanu, Ist. Mitrop. Moldavieĭ S. 89.
[6] ebenda S. 89—90. [7] ebenda S. 88.

Freiheit der Landeskirche, die der Sultan gewährleistet habe; durch den Aufenthalt eines fremden Bischofs werde sie beeinträchtigt[1]. Die Erinnerung an das einstige Bistum von Bacău war so geschwunden, daß man sich zur Behauptung verleiten ließ, es habe überhaupt nie einen katholischen Bischof im Lande gegeben. Die hier vorbeigezogen, hätten nur die fremden Truppen begleitet und wären nicht Hirten der katholischen Gläubigen des Landes gewesen. Seit sechzig Jahren sei überhaupt kein Bischof in der Moldau gesehen worden; die Priester hätten ihre Konsekration außerhalb des Landes erhalten, und nur Priester und Missionare gäbe es und habe es gegeben[2]. Man betrachtete die Ernennung eines katholischen Bischofs als einen Eingriff in das Leben der nationalen Kirche, und so verlangten Klerus und Bojaren, an deren Spitze der ehrwürdige, edle, sonst sanftmütige Vater der Armen und Metropolit der Moldau, Veniamin Costachi, stand, die Abreise Paronis „zur Beruhigung des Landes". Der österreichische Resident setzte seine Bemühungen hartnäckig fort; er setzte sich ins Einvernehmen mit dem Internuntius und suchte auch im geheimen für Paroni zu werben. Doch blieben alle Versuche erfolglos. Der türkische Ferman von 1819 erkannte ja Paroni nicht einmal als apostolischen Visitator an[3]. Auch Paroni versuchte Anerkennung zu erlangen, doch der Fürst empfing ihn nicht einmal öffentlich. Auch bezüglich des österreichischen Protektorats gab es keinen Ferman, und Fürst Mihaĭ Sutzu wollte zum Ärger Raabs die mit dem Siegel der k. und k. Agentschaft versehenen Gesuche der katholischen Geistlichen an das Gericht nicht annehmen, da sie türkische Untertanen seien[4]. Paroni, gewiß keine Kampfnatur, konnte sich doch längere Zeit in der Moldau aufhalten, freilich ohne sich Bischof nennen zu dürfen. Noch mehrere Jahre wogte der Kampf; der Resident betonte die Freiheit der Konfession, der rumänische Klerus sah in der Handlungsweise der Kurie eine versuchte Schädigung der Landeskirche. Endlich kehrte die Ruhe im Lande wieder, aber das Bistum von Bacău blieb verwaist.

Fast ganz unerwartet und überraschend war die Opposition des rumänischen Klerus gegen ein katholisches Bistum gekommen. Wohl

[1] ebenda S. 92. [2] ebenda S. 92—94.
[3] Jorga, Studiĭ I—II S. 386 Nr. 60. [4] ebenda S. 399 Nr. 70.

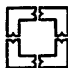
hatten die Katholiken in der Vergangenheit in vereinzelten Fällen Verfolgungen ihres Glaubens wegen zu dulden, doch verschwinden diese Ausnahmen gegen die gute Aufnahme, die der Katholizismus bei den Fürsten fand, und die Duldung, die ihm das Volk entgegenbrachte. Diesmal hielt aber der rumänische Episkopat die Gefahr für größer. Man befürchtete Katholisierungsbestrebungen! In allen Äußerungen, in allen Beschlüssen des Klerus und der Bojaren ist nicht ein Angriff auf die katholische Kirche als solche zu finden; es wurde kein Vorwurf gegen die katholischen Gläubigen oder gegen ihre Priester erhoben. Man wähnte aber, sich verteidigen zu müssen; man hielt die Zahl von vierzigtausend Katholiken, die Raab angegeben, für zu groß und verwahrte sich dagegen, daß ein Bischof komme, der es auf Bekehrung absehe. Daher die Entschlossenheit, mit der man seine nationale Kirche verteidigte. Noch 1826 wird dem neuen Fürsten ein ähnlicher Protest wie 1820 eingereicht [1]. An diesem entschlossenen, geradezu von Fanatismus getragenen Vorgehen scheiterten die Absichten der Kurie auf die Neubegründung eines Episkopats. Zwar wurde 1825 ein anderer Bischof von Bacău, Bonaventura Zabberoni, Titularbischof von Helenopolis [2], ernannt. Anerkennung aber fand er so wenig wie seine Nachfolger. Sie waren nur Bischöfe in partibus, und nur als solche trugen sie den bischöflichen Titel [3]. In der Moldau fungierten sie als apostolische Visitatoren, und ihr Verhältnis zu den Präfekten, die auch weiter ernannt wurden, war unklar. Klarheit herrschte wohl auch bei der Kurie nicht; man behielt diese Visitatoren jedoch ängstlich bei, um doch die Ansprüche auf das Bistum von Bacău nicht aufzugeben. Arduini, Bischof von Carra, nannte sich anfangs nur Präfekt, erst 1838 wurde er zum Visitator und Kommissar für die ganze Moldau ernannt [4]. Und Visitatoren leiten von nun an die Kirche der Moldau, bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch in Jaschi ein katholisches Bistum entsteht.

Wie in der Walachei auf Ercolani eine Zeit der Ruhe und Sammlung folgte, so konnte auch die moldauische Kirche nach den heftigen Stürmen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ruhigeren Zeiten

[1] Hurmuzaki, Suppl. I, 5 S. 8—10. [2] Jorga, Studiĭ I—II S. 207 Nr. 165.
[3] Ihre Reihenfolge, Röm. Quartalschr. XII S. 115.
[4] Jorga, Studiĭ I—II S. 214 Nr. 177.

entgegengehen. Das fernere Schicksal des Katholizismus hängt mit der politischen Entwicklung der beiden Fürstentümer und des nachmaligen Königreichs Rumänien zusammen. Allmählich hatte sich der Schwerpunkt auch der katholischen Kirche nach Bukarest verschoben. Wie in der Walachei die katholische Kirche an Ausdehnung gewann und in eine Periode größerer Tätigkeit eintrat, ähnlich erging es auch der moldauischen Kirche. Schon die fieberhafte Tätigkeit auf dem gesamten Gebiete des Bildungswesens gab der katholischen Kirche eine erhöhte Bedeutung.

Hat auch der Katholizismus heute durch die verhältnismäßig größere Zahl, durch die bessere und nun selbständige Organisation der Kirche mit einem Episkopat, der nur von Rom abhängt, wie nicht minder durch die guten Schulen und sonstigen Bildungsanstalten an Ansehen gewonnen, so ist sein Verhältnis zum Rumänentum im Staat und in der Gesellschaft dasselbe geblieben. Der römischen Kirche in Rumänien die Daseinsberechtigung abzusprechen oder ihre Freiheit und ihre Rechte einzuschränken, wäre ungerecht und politisch unklug. Dies stünde auch in keinem Einklang mit der sonst in der Vergangenheit bewährten religiösen Toleranz des rumänischen Volkes. Große Unzufriedenheit erregte aber die katholische Kirche jedesmal auch in der jüngsten Zeit, wenn sie in besonders aufdringlicher Weise Proselyten machte oder auch nur zu machen versuchte. Gerade ihre Vergangenheit mußte sie lehren, daß jedesmal, wenn sie einen Vorstoß gegen den altangestammten Glauben der Rumänen unternahm, alle sich erhoben und nicht ohne Heftigkeit und berechtigte Entrüstung jeden Versuch, den Katholizismus im rumänischen Volke zu verbreiten, abwiesen. Als freie Kirche kann sich und konnte sich immer die römische Kirche unter den Rumänen betätigen, aber nicht als „allein seligmachende".



Lebensla

Ich bin am 19. Oktober 1886 als
Joan Cândea in Freck in Siebenbürge
ersten Unterricht in der rumänischen
Freck und Hermannstadt genossen, be
evangelische Obergymnasium A. B.,
zeugnis erhielt. Darauf studierte ich v
1910 Theologie an der Universität Cz
am 11. Juli 1912 auch den Titel D
Universität Berlin (Winter 1910/11
Leipzig (Winter 1911/12 bis Somme
den historischen Studien. In Leipzig
lesungen, beziehungsweise besuchte die
burg, Dieterich, Doren, Kötzschke, La
Volkelt und Weigand. Zugleich war
des Instituts für Kultur- und Uni
Semester an einer oder mehreren Üb

Allen meinen verehrten Lehrern
Geh. Prof. W. Goetz, zu tiefem Danke
geßlichen Lehrer Karl Lamprecht, in
begonnen, werde ich immer ein treue

Desgleichen möchte ich noch dem
k. und k. Wiener Haus-, Hof- und S
Prof. Bianu von der rumänischen Ak
bereitwilligst erteilte Erlaubnis zur B

ebenslauf.

1886 als Sohn des gr. or. Erzpriesters
ebenbürgen geboren. Nachdem ich den
nänischen und deutschen Volksschule in
ossen, besuchte ich das Hermannstädter
A. B., wo ich Juni 1906 das Reife=
erte ich von Winter 1906/7 bis Sommer
ersität Czernowitz und erwarb mir hier
Titel Doktor der Theologie. An der
1910/11 bis Sommer 1911) und in
Sommer 1914) oblag ich hauptsächlich
n Leipzig hörte ich besonders die Vor=
uchte die Übungen der Herren Branden=
schke, Lamprecht, Leskien, Schmeidler,
eich war ich in Leipzig immer Mitglied
und Universalgeschichte, wo ich jedes
reren Übungen teilnahm.

Lehrern bin ich, besonders auch Herrn
em Danke verpflichtet. Meinem unver=
recht, in dessen Seminar ich die Arbeit
ein treues Andenken bewahren.

noch dem Herrn Hofrat Károlyi vom
of= und Staatsarchiv sowie dem Herrn
ischen Akademie bestens danken für die
nis zur Benutzung der Handschriften.




UNIVERSITY OF CHICAGO
47 559 399